

HEFT 8
4. JAHRGANG
BERLIN

Uhu

1 MARK
MAY 1928





nur

Praktik
Feinpralinen
sichern gesunde Körperkultur.
Reichardt
Feinfabrikate

bergen alle
Energien einer
gütigen Natur zu

Wohlbehagen, Jungsein, Schönheit!



ROSENKAVALLIER

5 PFG.

DIE BESONDERS MILDE ÖSTERR. REGIE ZIGARETTE

1

1

Sie können jetzt Englisch u. Französisch in 6 Monaten nach der bewährten Methode Toussaint-Langenscheidt lernen



(Italienisch (Erscheint im Mai 1928) Spanisch, Russisch, Tschechisch in Vorbereitung)

Die Sprachlehre Toussaint-Langenscheidt kann auf Erfolge zurückblicken, die von keiner anderen Lehrart auch nur annähernd erreicht worden sind. Fragen Sie u. a. die vielen tausend Deutschen, die vor dem

Kriege als Kulturpioniere in allen Teilen der Welt gewirkt haben. Sie werden immer hören: „Toussaint-Langenscheidt verdanke ich mein Vorwärtskommen!“

Die große Original-Ausgabe unserer Methode Toussaint-Langenscheidt (in 36 Briefen) erfordert eine Studiumdauer von etwa 1 1/2 Jahren, vermittelt aber in dieser Zeit auch ein Sprachwissen und Sprachkönnen, das u. a. sogar zu Universitätsprüfungen ausreicht.

Jetzt können Sie das geläufige Sprechen, Lesen und Schreiben einer fremden Sprache auf dem gleichen zuverlässigen Wege in der kurzen Zeit von nur 6 Monaten erreichen.

Wir haben einen neuen Sprachlehrgang „Der Kleine Toussaint-Langenscheidt“ herausgebracht. Er umfaßt nur 20 Lektionen. In diesem neuen Lehrgang ist unsere jahrzehntelange Erfahrung auf dem Gebiete des Selbstunterrichts nieder-

gelegt. Gründliche Fachgelehrte haben ihr Wissen beigegeben; außerdem sind die Ergebnisse der neuzeitlichen pädagogischen Forschungen im Sprachunterricht voll ausgewertet.

Schon nach den ersten Lektionen des Unterrichtes nehmen Sie deutliche Fortschritte wahr, und nach Durchnahme des ganzen Kurses, wozu ungefähr 6 Monate erforderlich sind, können Sie jede Art fremdsprachige Korrespondenz erledigen, sich fließend unterhalten und fremdsprachige Zeitungen, Bücher usw. lesen.

Der Unterricht erfordert keinerlei Vorkenntnisse. Er geht von lebendigen, abwechslungsreichen Schilderungen des heutigen Lebens im fremden Lande aus. „Dadurch wird das Lernen zur Freude, ja, beinahe zur Unentbehrlichkeit.“ Das sagen nicht wir, sondern so schreiben uns unsere Schüler.

Auf die Anforderungen, die der Kaufmann an einen solchen Lehrgang stellen muß, ist durch Aufnahme von Lehrtexten aus dem kaufmännischen Leben besonders Rücksicht genommen.

Die tausendfach im Auslande erprobte, im „Kleinen Toussaint-Langenscheidt“ noch vereinfachte Aussprachebezeichnung der Methode Toussaint-Langenscheidt befähigt Sie, Englisch wie ein Engländer, Französisch wie ein Franzose usw. zu sprechen.

Interessante Übungen verschiedener Art verschaffen Ihnen un-

bedingte Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache.

Sie spüren in jedem Teile des Unterrichtes die leitende und beratende Stimme des Lehrers, bleiben also niemals mit Regeln usw. sich selbst überlassen.

Der vollständige Lehrgang jeder Sprache kostet nur 12 Mark, auch in Raten von monatlich nur 3 Mark.

Probelektion kostenlos!

Ohne irgendwelche Verbindlichkeit.

Sprachkenntnisse sind heute in jedem Berufe von größtem Vorteil. Auch Sie werden aus diesem Unterricht den größten Nutzen ziehen können.

Sechs Monate interessanter Beschäftigung können leicht zu einem glücklichen Wendepunkt in Ihrem Leben werden.

Versäumen Sie deshalb nicht, sich den Unterricht anzusehen. Wir stellen Ihnen eine Probelektion kostenlos und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zur Verfügung.

Sie brauchen diese Probelektion auch nicht zurückzusenden. Füllen Sie den nebenstehenden Abschnitt aus und senden Sie ihn heute noch ein.



Ich ersuche um Zusendung der im „Uhu“, Berlin, angebotenen Probelektion der

Sprache, kostenlos, portofrei und unverbindlich.

Name:

Beruf:

624

Ort u. Str.:

Die Original-Ausgabe unserer Unterrichtsbrieft nach der Methode Toussaint-Langenscheidt in 36 Briefen liegt für folgende Sprachen vor: Englisch, Französisch, Italienisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Ungarisch, Altgriechisch, Lateinisch, Hebräisch. Wir geben auf Wunsch auch hiervon Probelektionen gratis ab.

Der Kleine Toussaint-Langenscheidt

Besser als Auslandsaufenthalt. Wirkliche Freude am Sprachenlernen, deshalb auch ungeahnte Erfolge.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 28-30 Postscheck-Konto: Berlin 128

Unsere Verlagswerke sind auch durch jede Buchhandlung zu beziehen!

U H U

DAS NEUE MONATS-MAGAZIN

HEFT 8 / 4. JAHRGANG / MAI 1928

★

I N H A L T

| | Seite |
|--|-------|
| HABEN SIE SICH SCHON EINMAL IM MAI VERLIEBT? Aufnahme der Schauspielerin Doris Nitikowsky | 11 |
| HELDEN UNSERER TAGE. Zeichnungen von Eidienberg | 12 |
| WIE WIRD DAS WETTER IM SOMMER? Von A. M. Grimm | 14 |
| DIE EHE. Zeichnung von Walter Trier | 18 |
| ICH BEANTRAGE FREISPRUCH . . . Von Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg . | 19 |
| FRÜHLING AUF DEN DÄCHERN. Zeichnung von Ch. Girod | 23 |
| ICH LIEBE DICH IN ALLEN SPRACHEN. Gedicht von My. Zeichnung von O. Linnekogel | 24 |

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK&©, BARMEN



Die schönste Geschichte wird ohne Worte erzählt

Millionen wissen es, dass der Zauber der natürlichen Schönheit auf eine einfache Weise erzielt wird.

Wie die Einfachheit im entscheidenden Falle den stärksten Eindruck macht, so überstrahlt die Schönheit des natürlichen Teints den grössten Aufwand an Puder und Schminke. — Auch eine künstliche Blume versagt kläglich, wenn man sie neben eine natürliche stellt.

Die moderne Schönheitspflege geht den Weg, den der gesunde Menschenverstand allezeit als den richtigen erkannte: natürliche Hautpflege.

Einfache Regeln, die Wunder tun.
Waschen Sie Ihr Gesicht sanft mit der milden Palmolive-Seife. Massieren Sie den Schaum weich in die Poren, damit

sie von den Staub-, Schweiss- und Puderablagerungen des Tages befreit werden. Spülen Sie den Schaum ab und wiederholen Sie die Waschung. Tun Sie das regelmässig und besonders vor dem Schlafengehen.

Vermeiden Sie diesen Irrtum:

Gebrauchen Sie keine gewöhnlichen Seifen für diese Behandlung und glauben Sie nicht, dass jede Seife, die zufällig dieselbe Farbe hat oder auch aus Palm- oder Olivenölen bestehen soll, Palmolive-Seife ersetzen könnte.

Palmolive-Seife kostet trotz ihrer hohen Qualität nur 50 Pf. das Stück. Kaufen Sie heute noch ein Stück, und Sie werden schon in einer Woche den überraschenden Erfolg wahrnehmen.



— ACHTUNG! —

Palmolive wird nie unverpackt verkauft — und ist nur echt in der grünen Packung mit der goldenen Schrift auf schwarzem Band.

PALMOLIVE *Seife*

| | Seite |
|--|-------|
| VOM URALTEN ADEL DER BLUMEN. Von W. K. von Nohara. Mit photographischen Beispielen | 26 |
| DER FREMDENVERKEHR MUSS GEHOBEN WERDEN. Zeichnungen von Ottomar Starke | 32 |
| MAIENSONNE AM STRAND. Eine Bilderfolge | 34 |
| HANDE AN DER SCHREIBMASCHINE. Illustriertes Gedicht von Theobald Tiger | 40 |
| ZEHN METER LEBENSGEFAHR FÜR 50 DOLLAR. Aufzeichnungen eines Filmschauspielers. Mit Zeichnungen von Walter Trier und photographischen Aufnahmen | 44 |
| LIEBE ZWISCHEN ENGLAND UND RUSSLAND. Novelle von Vernon Bartlett. Mit Zeichnungen von R. Schlichter | 52 |
| DIE SPORTSTUDENTIN. Von Dr. Carl Diem. Mit photographischen Bildbeispielen | 58 |
| AUF DER HUNDE-AUSSTELLUNG. Photographische Aufnahme | 65 |
| AUFLÖSUNG UNSERER APRILSCHERZE. Zeichnungen von Barlog | 66 |



ANKER

TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER

DÜREN - RHLD.

| | Seite |
|--|-------|
| AUFNAHME DES STELZENTANZERS STICKNEY | 70 |
| PHOTOGRAPHISCHES BILDNIS DES MEISTERJONGLEURS RASTELLI MIT GATTIN | 71 |
| DIE SCHAUSPIELERIN ANNI ONDRA. Aufnahme | 72 |
| DER ERSTE HEISSE SONNENSTRAHL. Photographische Studie | 73 |
| FRANZÖSISCHE FRAUEN. Zwei Porträts | 74 |
| LIED DER JUNGEN. Gedicht von Bruno Frank. Zeichnung von O. Linnekogel | 76 |
| DAS TRAUMSCHLOSS. Photographie | 78 |
| NEUES VON H. M. BATEMAN. Mit einer Photographie und Zeichnungen des Künstlers | 80 |
| KOPF DER MUMIE RAMSES II. | 86 |
| TOTENMASKE FRIEDRICHS DES GROSSEN | 87 |
| DER RICHTIGE MANN IM RICHTIGEN BAD. Von Dr. Josef Löbel. Zeichnungen von Walter Trier | 88 |
| ORIGINELLE KINDERAUFNAHME. Von Moholy-Nagy | 91 |



Unsere Lieblinge,

Hunde, Katzen und sonstiges Hausgetier bieten geeignete und dankbare Objekte für die Camera. Besonders geeignet für derartige Aufnahmen sind die

AGFA-Cameras,

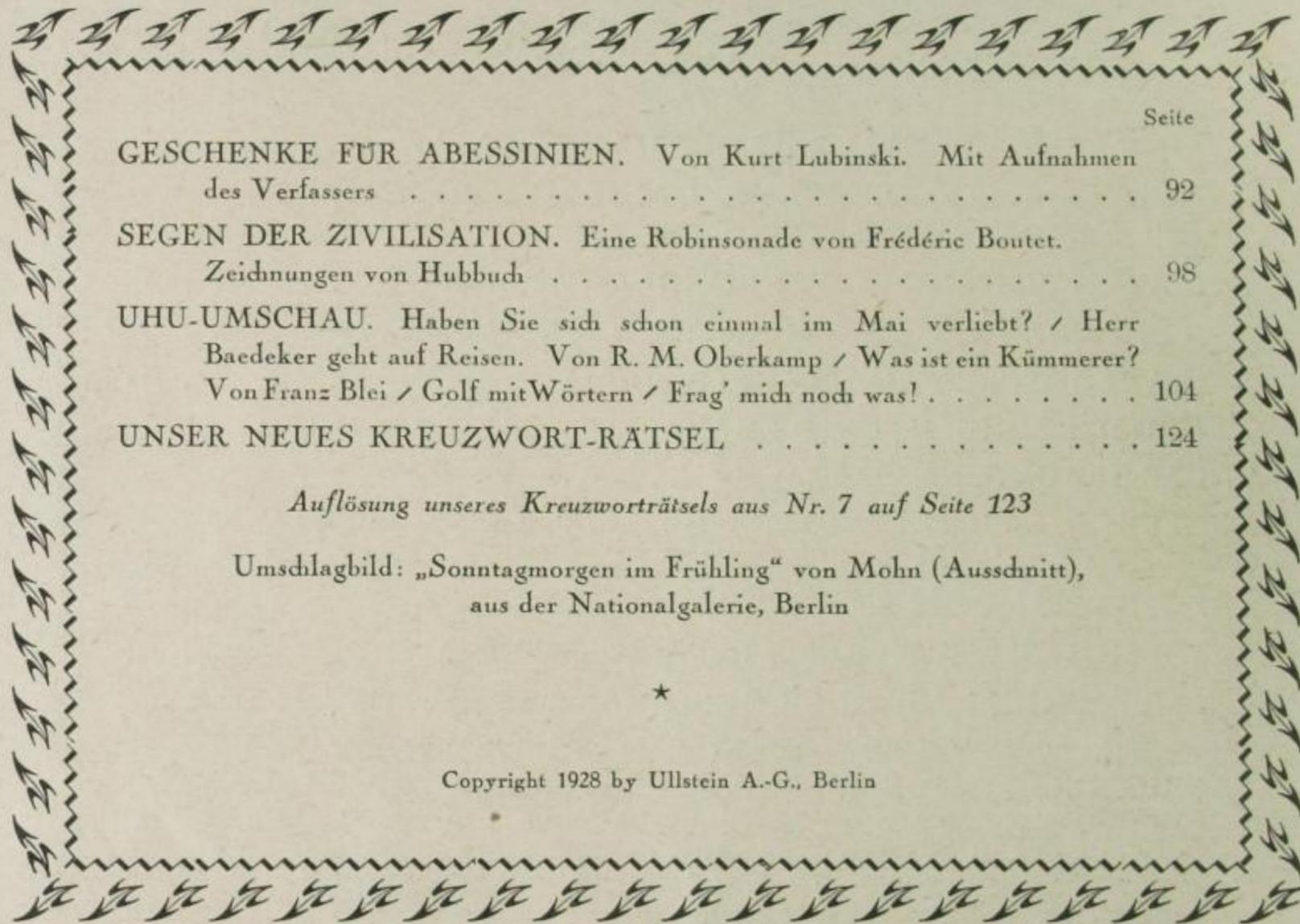
die nicht nur handlich und bequem, sondern auch sehr preiswert sind. Benutzt also für Eure Aufnahmen die richtige Camera und

photographiert mit



Drucksachen und Probenummern
der »Agfa-Photo-Blätter A 5« durch
die Agfa-Propaganda-Abteilung,
Berlin SO 36

Ges. gesch.



| | Seite |
|--|-------|
| GESCHENKE FÜR ABESSINIEN. Von Kurt Lubinski. Mit Aufnahmen des Verfassers | 92 |
| SEGEN DER ZIVILISATION. Eine Robinsonade von Frédéric Boutet. Zeichnungen von Hubbuch | 98 |
| UHU-UMSCHAU. Haben Sie sich schon einmal im Mai verliebt? / Herr Baedeker geht auf Reisen. Von R. M. Oberkamp / Was ist ein Kümmerer? Von Franz Blei / Golf mit Wörtern / Frag' mich noch was! | 104 |
| UNSER NEUES KREUZWORT-RATSEL | 124 |

Auflösung unseres Kreuzworträtsels aus Nr. 7 auf Seite 123

Umschlagbild: „Sonntagmorgen im Frühling“ von Mohn (Ausschnitt),
aus der Nationalgalerie, Berlin

★

Copyright 1928 by Ullstein A.-G., Berlin



SALAMANDER SCHÜHE
SIND DURCH IHRE GEDIEGENE
UND SCHÖNE VERARBEITUNG
VON WETTER U. JAHRESZEIT
UNABHÄNGIG.



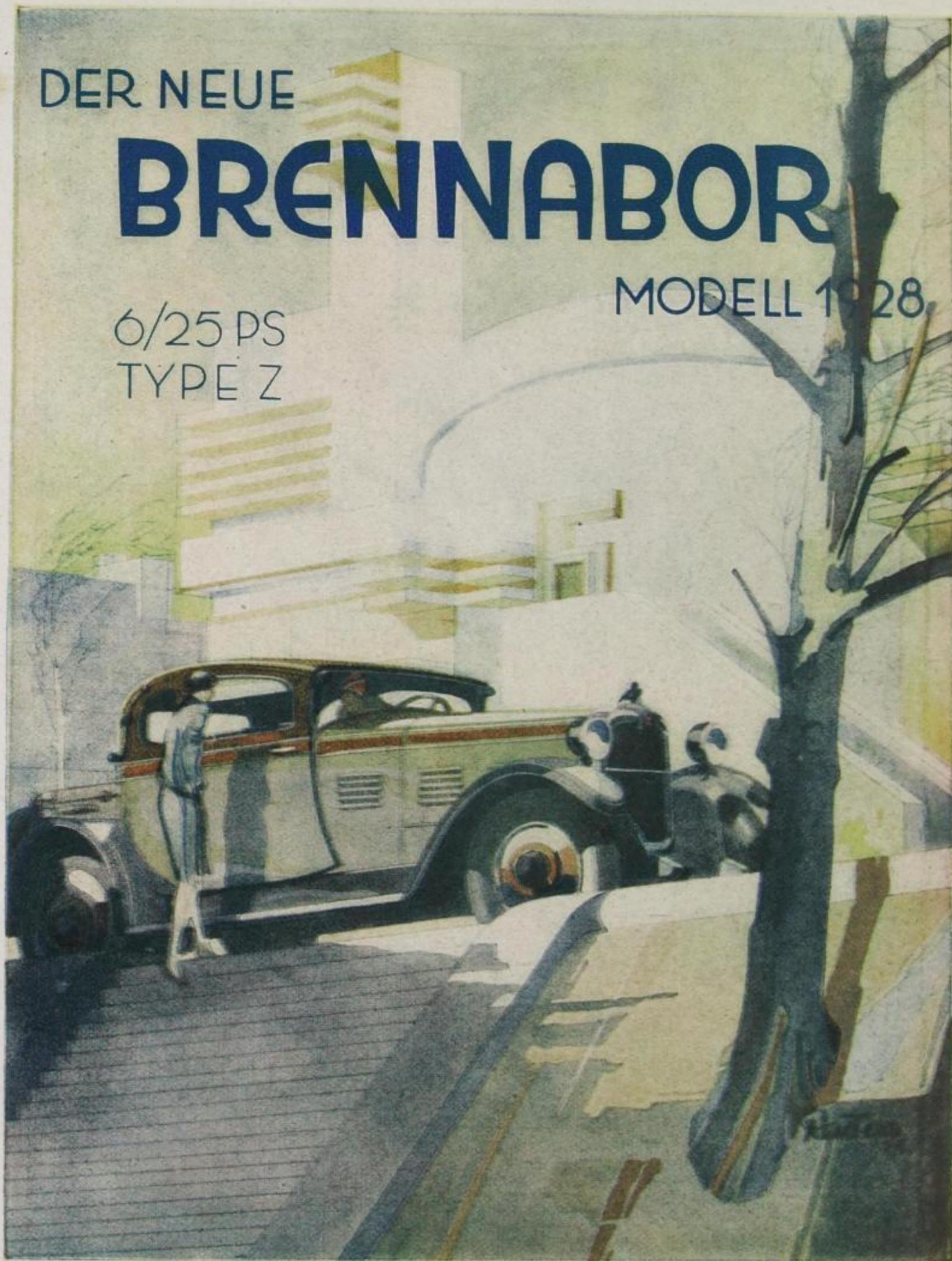
SALAMANDER

DER NEUE

BRENNABOR

MODELL 1928

6/25 PS
TYPE Z



DER WAGEN DER DAME

2 sitziger offener Tourenwagen 2 sitzige Limousine mit zwei Notsitzen
4 sitziger offener Tourenwagen 4 sitzige viertürige Innenlenker-Limousine

Verkauf durch die Niederlassungen der Gemeinschaft Deutscher Automobilfabriken
und die Brennbabor-Vertretungen

GEBR. REICHSTEIN BRENNABOR-WERKE, BRANDENBURG a. H.

* U H U *

D A S N E U E M O N A T S - M A G A Z I N

4. JAHRGANG

*

HEFT 8

*

MAI 1928



Phot. Bieber

„Haben Sie sich schon einmal im Mai verliebt?“

(Zu unserer Rundfrage auf Seite 104)

Aufnahme der Künstlerin Doris Nitikowsky



Der Autolöwe

Zeichnungen



Der Torwächter der siegreichen Mannschaft

von Eichenberg

Die Welt wird das Wetter im Sommer?

Von

A. M. Grimm

Direktor des Deutschen Zentralbüros für astronomische Wetterkunde

Heben Sie diese Prophezeiung
bis zum Ende des Jahres auf,
und prüfen Sie selbst, ob die
astronomische Wetterkunde
Recht behalten hat.

Wetter ist eine Lebensfrage. Gesundheit, Stimmung, Arbeitskraft und wichtige Entschlüsse hängen für jedermann mehr oder minder vom Wetter ab. Oft wäre es bedeutungsvoll, wenn man in großen Zügen vorher wüßte, unter welcher Wetterlage diese oder jene Zeitspanne stehen wird. Aus diesen Erwägungen heraus haben wir einen der größten Fachmänner auf dem Gebiete der Wetterforschung gebeten, uns einen Ueberblick über das Wetter des Jahres 1928 zu geben. Soweit diese Wettervoraussage die schon verflossenen Monate betrifft, hat der Verfasser in wirklich überraschender Weise den Nagel auf den Kopf getroffen; so waren z. B. die Schneefälle des Monats März und auch das Osterwetter genau vorhergesagt. Da wir aber glauben, daß unsere Leser sich weniger für das Wetter der schon verflossenen Periode interessieren als dafür, das Wetter des kommenden Sommers und Herbstes kennenzulernen, beginnen wir mit dem Monat Mai.

Im Wonnemonat Mai ist die Wetterlage am Anfang etwas unsicher, teilweise windig bei mäßiger Temperatur. Von lenzlicher Wonne wird nur an wenigen Tagen etwas zu spüren sein. Im allgemeinen werden die Niederschläge in diesem Monat nicht so stark ausfallen, aber dafür wird es eine größere Anzahl Tage mit Nebelbildung geben. Im gro-

ßen und ganzen ist für den Mai zu sagen, daß in diesem Monat das Wetter gleichmäßig unbeständig sein wird. Man hat keine langen Landregenperioden zu erwarten, man kann sich aber auch nicht auf lange Dauer von Schönwetter verlassen. Die wetterbildenden Ursachen sind zu wechselnd. Daher zeigt auch die Temperaturkurve einen



Wie wird das Wetter?

sehr schwankenden Verlauf, mit Höhepunkten um den 8., 16., 23. und 31. und Tieflagen um den 5., 11., 19. und 26. Für den Flugverkehr kritische Zeiten liegen um den 1., 14. und 20. herum. Dieser Monat bringt auch die ersten größeren Gewitter, die zum Teil von Hagelschlag begleitet sein werden. Besonders kritisch dafür sind der 8., 15., 20., 25. (als Zieltage zu nehmen!).

Die Wetterverhältnisse der Sommermonate.

Während des ganzen Sommerquartals lastet ein starker nördlicher Druck auf der irdischen Atmosphäre. Da herrschen denkbar ungünstige Wetterverhältnisse, die auch dem Ozeanflug nicht gerade förderlich sind. Außerdem haben wir dadurch mit einem kühlen und feuchten Sommer zu rechnen. Kurze Perioden schönen und warmen Wetters werden allerdings nicht fehlen.

Besonders der Juni ist ein Regenmonat wie gewöhnlich. Das wird sich ganz besonders an den Küstenstrichen und in den Gebirgländern erweisen. Die stärksten Niederschläge fallen diesmal in die erste Monatshälfte, aber auch in der zweiten Hälfte sind sie nicht gering. Als Begleiterscheinung zeigen sich Hochwasser und Ueberschwemmungen. Die Temperatur hält sich meist unter dem Mittel und kennzeichnet den Juni als kalten Monat. Der Himmel ist die meiste Zeit bedeckt. Auch wird man in diesem Monat des öfteren von Erdstößen hören; besonders heftige Beben sind in der ersten und in der letzten Dekade zu erwarten. Die erste Woche des Monats bringt angenehmes bis schönes Wetter und gegen das Ende stärkere Gewitter mit Regen. Diese Wetterlage hält dann einige Tage an und bringt weiterhin Gewitter, Stürme, Regen und Hagel, auf die verschiedenen Gegenden des Reiches verteilt. In Süddeutschland dürfte mehr Föhnlage vorherrschen, aber auch diese wird den stärkeren Einflüssen

der anrückenden gewaltigen Depressionen weichen müssen. Danach folgt eine kurze Pause mit schönem oder wenigstens trockenem Wetter, welche durch neue Depressionenbildung unterbrochen wird, so daß wir um die Mitte des Monats wieder Regen und kaltes Wetter haben. Die zweite Monatshälfte zeigt einen mehr gleichmäßigen Verlauf des Wetters, d. h. vorwiegend bedeckten Himmel mit täglichen leichteren oder stärkeren Niederschlägen. Erst die letzte Woche bringt wieder mehr Bewegung bzw. Unbeständigkeit und für den Flugverkehr ungünstige Verhältnisse.

Der Juli ist in vieler Beziehung angenehmer als der Vormonat; er bringt wechselnde Witterungserscheinungen und viele warme Tage. Die Niederschläge halten sich, was ihre Häufigkeit und ihre Stärke betrifft, an das normale Maß. Die erste Woche bringt angenehmes, trockenes Wetter mit steigender Temperatur. Die nächsten Tage zeigen einen etwas unbeständigen Wettercharakter. Für den Ozeanflug ist die Zeit um den 4. herum in der ersten Monatshälfte am kritischsten, während die zweite Monatshälfte mehrere gefährliche Tage aufweist, so vor allem vom 19. bis zum 25. mit dem Höhepunkt um den 20. In diesen Tagen bilden sich auf dem Ozean neue Sturmzentren, von denen auch eine größere Anzahl auf den Kontinent gelangt und eine langdauernde Verschlechterung der Wetterlage bewirkt, so daß in der zweiten Julihälfte hauptsächlich mit trübem, kühlem und feuchtem Wetter zu rechnen ist. Einige Tage werden Aufhellung bringen, als Zwischenpausen.

Der August ist ein mäßig warmer Sommermonat mit einzelnen sehr heißen Tagen, ziemlich reichlicher Bewölkung und sehr starken Niederschlägen, die Anlaß zu Hochwasser und Ueberschwemmungen geben und sich besonders um den 5., 15. und 21. sehr ausgiebig erweisen werden. Im übrigen weist die Niederschlagskurve starke Schwankun-

gen auf, so daß fast für die ganze Zeit mit mehr oder weniger Regen zu rechnen ist. Auch hier werden die schönen und trockenen Tage nur als kurze Zwischenpausen auftreten, denn die Depressionenbildung auf dem Atlantik ist in diesem Monat sehr rege, was auch dem Ueberseeflugverkehr sehr hinderlich sein wird, besonders da hier auch öfter mit starker Nebelbildung zu rechnen ist. Die Temperatur ist sehr schwankend und wechselt von großer Kühle zu starker Hitze und umgekehrt. Am wärmsten und trockensten ist die letzte Dekade.

Das Herbstwetter.

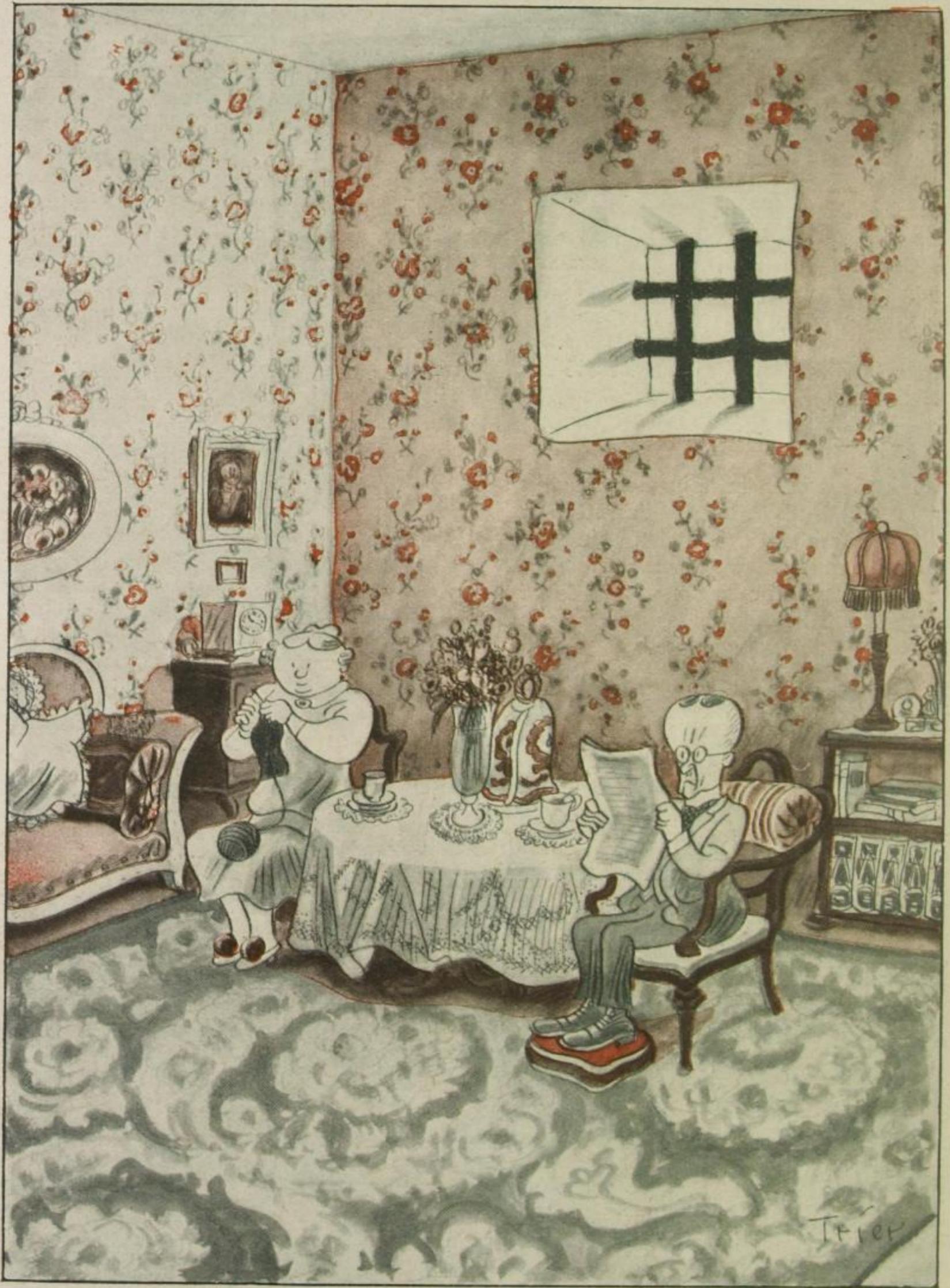
Hier herrschen im allgemeinen günstigere Verhältnisse. Die Schönwetter- und die Schlechtwetterperioden sind hier schärfer abgegrenzt, einander in größeren Zwischenräumen ablösend. So wird der Herbst die angenehmsten Wetterverhältnisse des ganzen Jahres bringen, und das gilt für alle drei Herbstmonate.

Der September beginnt mit mildem Wetter und ist überhaupt ein ziemlich schöner Monat, was ganz besonders von der zweiten Hälfte gilt. Die Niederschläge sind in der ersten Hälfte — besonders nach dem 4. — am stärksten und häufigsten, in der zweiten Monatshälfte fehlen sie fast ganz. Die schönsten Tage liegen in den Zeiten vor dem 4. und zwischen 16. und 24. September. Um den 9. sind heftige Erdstöße zu erwarten, während um den 5., 13. und 28. stärkere Stürme Meer und Land durchbrausen werden. Hingegen ist in der Zeit vom 16. zum 24. verhältnismäßige Ruhe im Luftmeere. In dieser Zeit dürfte ein Ozeanflug ausnehmend gut gelingen.

Der Oktober ist im großen und ganzen ebenso schön wie sein Vorgänger in der zweiten Hälfte. Nur sind hier die

schönen Tage mehr über den ganzen Monat verteilt und werden dann und wann von einer Schlechtwetterlage abgelöst. Am Anfang schön und verhältnismäßig warm, bringt die erste Monatshälfte alsbald eine Verschlechterung der Wetterlage mit starken Niederschlägen, die um den 7. herum ihren Höhepunkt erreichen werden. Die letzten Tage der ersten Hälfte sind wieder angenehmer, ruhiger und schöner. Die zweite Hälfte bringt am Anfang besonders Wind und etwas unbeständiges Wetter, verläuft aber im wesentlichen trocken bis ungefähr zum 24. Hier setzen wieder neue Störungen ein. Stärkere Depressionen — die auch einem etwaigen Ozeanflug verhängnisvoll zu werden drohen — ziehen vom Atlantik heran, bringen zunehmende Bewölkung und starke Niederschläge. In Süddeutschland dürfte um diese Zeit allerdings Föhnlage herrschen. Jedenfalls aber gibt es vom 28. bis Monatsende wieder eine Besserung der Wetterlage mit ziemlich intensiver Erwärmung.

Der November beginnt mit mildem Wetter und ist im übrigen ein feucht-warmer Herbstmonat mit kalten Tagen, an denen es wahrscheinlich den ersten Schnee gibt. Als solche kommen in Betracht der 6., der 20. und der 25. (als Zieltage). In der Zeit vom 4. zum 8. ist mit schlechtem Wetter, mit Regen und niedriger Temperatur zu rechnen. Darauf folgt Besserung und Erwärmung bis in die Mitte des Monats, wobei einige Nebeltage mit unterlaufen werden. Daran schließt sich wieder eine längere Periode mit Regenwetter und sinkender Temperatur, die ihren Abschluß erst kurz vor Monatsende finden wird. Die letzten Tage des Monats zeigen unbeständiges Wetter. Im Vergleich zu den übrigen Monaten des Jahres ist der November der am wenigsten gefährliche Monat für eine Ozeanüberfliegung.



Die Ehe
Zeichnung von Walter Trier

Ich beantrage Freispruch . . .

Aus der Praxis eines Verteidigers

Von Rechtsanwalt Dr. Max Alsberg

Der berühmte Strafrechtsverteidiger, der im Aprilheft des „Uhu“ interessante Einblicke in seinen so vielgestaltigen Beruf veröffentlichte, schließt hier seine Aufzeichnungen ab.

Was der Verteidiger durch seine Tätigkeit dem Klienten genützt hat, darüber hat selten ein Angeklagter ein richtiges Urteil. Ob durch einen vorbereitenden Schriftsatz oder auch nur durch einen vor der Verhandlung gestellten Beweisantrag der Vorsitzende in seinem auf Grund des Aktenstudiums gewonnenen Eindruck zweifelhaft geworden ist, und dementsprechend schon bei der Vernehmung des Angeklagten auf die ihm günstigen Umstände ein größeres Gewicht gelegt hat als es sonst der Fall gewesen wäre, kann der Klient unmöglich beurteilen; er wird kaum auf den Gedanken kommen, daß diese Tätigkeit seines Anwalts von solchem Erfolg begleitet gewesen sein könnte. Auch ob das, was der Anwalt während der Hauptverhandlung gesagt oder getan hat, für die Endentscheidung vorteilhaft war oder nicht, kann nur ausnahmsweise der Laie beurteilen. Eine einzige Frage an einen Zeugen, ein kurzer, geschickt formulierter Antrag kann unter Umständen wichtiger sein als ein ruheloses Agieren während der Beweisaufnahme. Ich entsinne mich nicht weniger Fälle, wo von vornherein für mich feststand, daß ein großer Teil der Beweisaufnahme völlig bedeutungslos sei, und wo ich trotzdem keine Mög-

lichkeit sah, diesen Teil der Beweisaufnahme abzuschneiden. In solchen Fällen habe ich mich meist mit Vorbedacht einer ostentativen Passivität während dieses Teils der Verhandlung befleißigt, um nachher um so entscheidender im Schlußvortrag zum Ausdruck bringen zu können, daß es auf die während dieses Teils der Beweisaufnahme behandelten Fragen rechtlich unmöglich ankommen könne. Wie der Verteidiger hier im Endeffekt dem Klienten wesentlich nützen kann, so kann er ihm andererseits erheblich dadurch schaden, daß er auf der Erhebung von Beweisen besteht, die das Gericht mit Recht als unerheblich ansieht, oder daß er die Zeugen mit Fragen drangsaliert, die an ihrer bisherigen Aussage doch nichts ändern oder Dinge in die Verhandlung hineinragen, die rechtlich völlig bedeutungslos sind und nur die Geduld und geistige Spannkraft des Gerichts auf die Probe stellen. In der Erstreckung der Beweisaufnahme auf Dinge, die an sich völlig unerheblich sind, wird übrigens von Richtern oder Staatsanwälten, denen es an der nötigen Sachkunde mangelt oder die darin schwelgen, die „Moral“ des Angeklagten oder sein „Milieu“ zu beleuchten, kaum seltener gesündigt als von Verteidigern. Ein

typisches Beispiel dafür bildet der Prozeß gegen den Rennfahrer Breuer, der vor etwa 17 Jahren vor dem Schwurgericht in Trier mit der Verurteilung des Angeklagten zum Tode endete. Das sicher in höchstem Maße unerfreuliche Treiben des Angeklagten wurde vor den Geschworenen mit solcher Breite entfaltet, daß ihnen jede ruhige Besinnung verloren ging. Alle Bemühungen seines Verteidigers Justizrats Werthauer, die Verhandlung auf den Kern der Sache zu beschränken, scheiterten an dem Widerstand des Vorsitzenden. Erst im Gnadenwege ist es Werthauer später nach jahrelangen Bemühungen gelungen, das offenbare Fehlurteil dadurch zu beseitigen, daß er die völlige Freilassung seines Klienten erreichte. Wie sehr in dieser Beziehung auch in dem von mir geführten Prozeß gegen Marquis de Bayros und Dr. Semerau wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften und Darstellungen gefehlt wurde, habe ich in einer Broschüre, die ich alsbald nach jenem Prozeß veröffentlichte, dargestellt. Der Verteidiger befindet sich gegenüber solchem Prozessieren in einer äußerst schwierigen Lage. Gegen die Erhebung von Beweisen, die, wie man es rechtstechnisch nennt, „herbeigeschafft“ sind, hat er überhaupt kein Vetorecht. Sucht er hier dem Vorsitzenden in die Parade zu fahren, so ist der Konflikt sofort da. Er nützt deshalb auch hier oft dem Klienten, selbst wenn dieser es nicht einsieht, am meisten damit, daß er ruhig bleibt und dadurch die vielleicht ohnehin gespannte Situation nicht verschärft. Ist in diesen Fragen also der Klient oft wenig „sachverständig“, so ist er es nicht selten in gleicher Weise gegenüber dem Plädoyer seines Verteidigers. Ich habe es häufig genug im Gerichtssaal mit angesehen, daß ein freigesprochener oder milde beurteilter Angeklagter dankbar seinem Verteidiger die Hand drückte, während auf den Gesichtern der Richter deutlich zu lesen war, daß das Urteil am allerwenigsten auf die Tätigkeit des Verteidigers zurückzuführen sei. Oft wird

das „Verdienst“ des Verteidigers dadurch zu seinen Gunsten in ein falsches Licht gerückt, daß zwischen dem Antrag des Staatsanwalts und dem Urteil eine tiefe Kluft liegt. Während in Sachsen die Staatsanwälte, was ihre Anträge oft recht farblos macht, sich damit begnügen, den Antrag auf Verurteilung zu stellen und die Höhe der Strafe dem Gericht anheimgeben, wird in anderen Ländern von den Vertretern der Anklage eine bestimmte Strafe in Antrag gebracht. Es sind nicht wenig Angeklagte, die glauben, daß die Differenz zwischen diesem Antrag und dem Urteil auf das Konto des Verteidigers zu setzen sei. Davon kann nun ganz gewiß nicht schlechthin die Rede sein. Gewiß lassen sich viele Gerichte von dem Straf-antrag des Staatsanwalts beeinflussen, aber doch höchst ausnahmsweise in dem Sinne, daß sie ihm, sofern sie zu einer Verurteilung kommen, nach Möglichkeit bezüglich der Strafe zu entsprechen suchen. Im allgemeinen bemühen sich sogar die Gerichte, völlig unabhängig von dem Antrag des Staatsanwalts das ihnen richtig erscheinende Strafmaß zu finden. Die Differenz zwischen Antrag und Urteil besagt also keineswegs, daß der Verteidiger für den Angeklagten etwas „erreicht“ habe. Es gibt Fälle, in denen die Differenz nur eine minimale ist, diese minimale Differenz aber ausschließlich das Verdienst des Verteidigers ist. Es kommt auch vor, daß es lediglich dem Plädoyer des Verteidigers zu danken ist, daß das Gericht nicht den Staatsanwalt, wie man sich auszudrücken pflegt, „überhauen“ hat. Das Publikum hält sich aber, da es naturgemäß die Feinheiten des Gerichtsbetriebes nicht kennen kann, an die äußeren Dinge. Ein in Westdeutschland mit Recht sehr gesuchter Verteidiger erzählte mir einmal, daß er seine anfängliche Karriere hauptsächlich dem Umstände zu danken gehabt habe, daß er häufig einen bestimmten sehr schneidigen Staatsanwalt zum Gegner hatte, der mit besonderer Verve Sachen vertrat, in denen der betreffende junge An-

walt verteidigte. Gerade in diesen Sachen war dann auch sein Strafantrag von besonderer Schärfe. Im Publikum war man dann begeistert, wenn der Anwalt Freisprechung oder jedenfalls eine erheblich mildere Strafe erzielte. So ebnete ihm sein Gegner den Weg zum Ruhme.

Man sollte glauben, daß der Klient, der seinem Verteidiger den glücklichen Ausgang einer Strafsache zu danken hat, ihm dieses dankbare Gefühl bewahren und, soweit möglich, durch die Tat zum Ausdruck bringen werde. Das ist ganz gewiß nicht die Regel. Es ist bis zu einem gewissen Grade verständlich, daß in Fällen, in denen der Verteidiger, jedenfalls nach der Meinung des Klienten, keinen Erfolg erzielt hat, der Angeklagte nicht besonders dankbar seines Verteidigers gedenkt. Hier kann sich aber sogar, sicher häufig zu Unrecht, das Gefühl des Klienten zu ausgesprochener Feindseligkeit versteigen. Aus den Lebensschicksalen des früher so gefeierten Verteidigers Fritz Friedmann ist mir ein solcher Fall bekannt, der nicht zum letzten mit seinem Sturz herbeigeführt hat. Fritz Friedmann war einer der ersten Anwälte, die nach dem Entstehen der „freien Advokatur“ zu Anfang der 80er Jahre sich als Verteidiger einen Namen machte. Bis zum Jahre 1895 hat er sich diesen Namen unbestritten bewahrt. Eine seiner letzten Verteidigungen war die Verteidigung des Rittmeisters v. Meyringk in dem hannoverschen Spielerprozeß wegen Betruges und Glücksspiels. Friedmann hat die Verteidigung auf Veranlassung der Schwiegermutter v. Meyringks, einer Frau v. Krewell, übernommen, die für die Verteidigungskosten gutgesagt hatte. Friedmann hatte sich zunächst mit ihrer mündlichen Erklärung begnügt, dann aber ihre schriftliche Bürgschaft gefordert, als er von hannoverschen Kaufleuten darauf aufmerksam gemacht war, daß Frau v. Krewell ihren Verpflichtungen nur insoweit nachkomme, als man sie dazu rechtlich anhalten könne. Der Prozeß

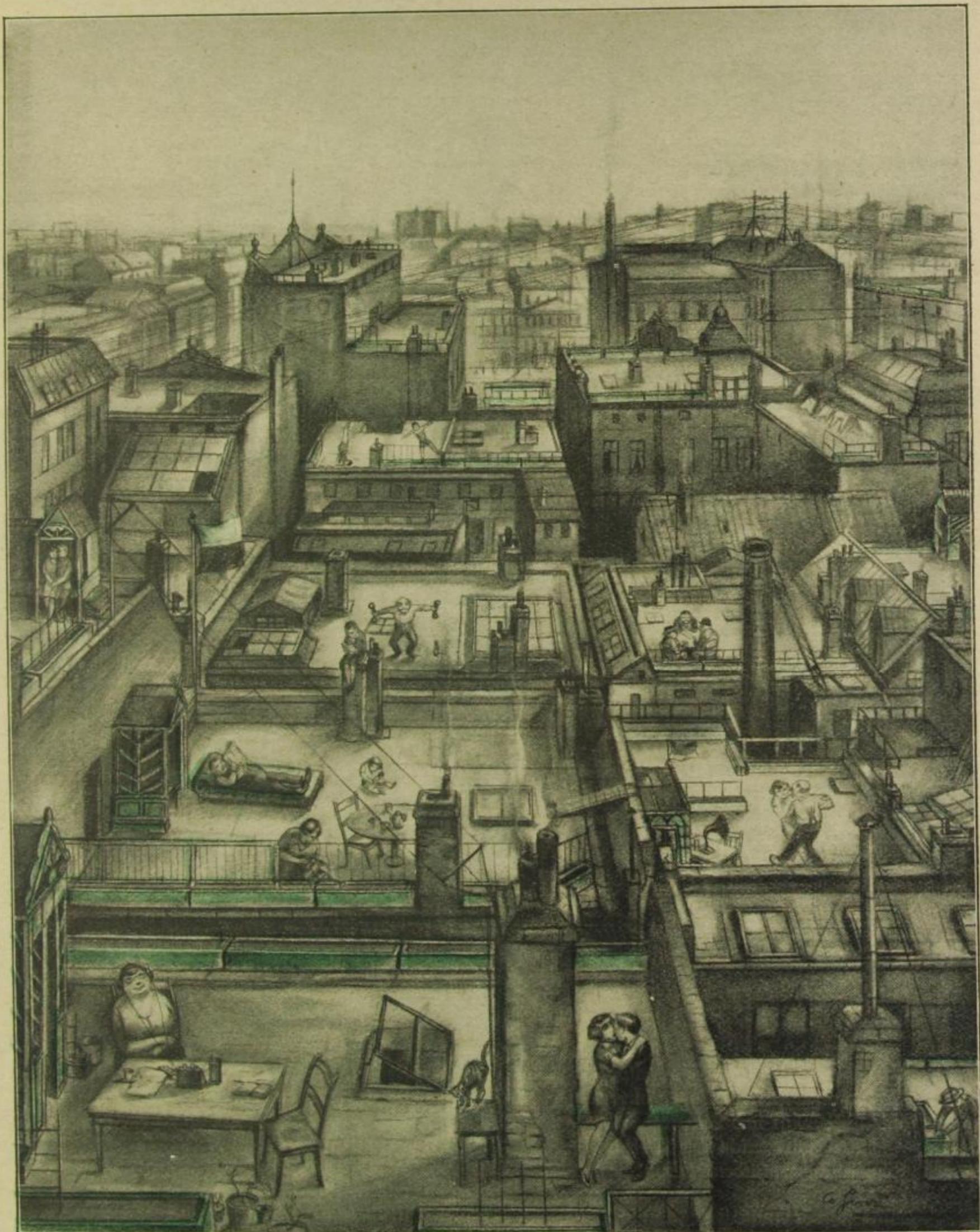
endete mit der Verurteilung v. Meyringks. Ich weiß aus dem eigenen Munde des damaligen Vorsitzenden, des späteren Kammergerichtspräsidenten Dr. Heinroth, daß die Verteidigung Friedmanns in jenem Prozeß ein Meisterstück war. Frau v. Krewell war anderer Ansicht. Sie zahlte nicht, ließ sich verklagen und erhob den Einwand, daß sie zu der Bürgschaft erst wenige Tage vor der Hauptverhandlung, also in einem so späten Zeitpunkt veranlaßt worden sei, daß sie keine Gelegenheit gehabt habe, ihrem Schwiegersohn einen anderen Verteidiger zu beschaffen. Fritz Friedmanns Klage wurde darauf abgewiesen. Dieses abweisende Urteil ist Friedmann in dem später gegen ihn angestregten ehrengerichtlichen Verfahren schwer angerechnet worden. Ich glaube nicht, daß ohne diesen Fall seine Ausschließung aus der Anwaltschaft erfolgt wäre. Ganz abgesehen davon, daß das Urteil des Zivilgerichts rechtlich unhaltbar war, beruhte es auch auf einer falschen tatsächlichen Grundlage. Ich habe in dem Wiederaufnahmeverfahren, das ich im Jahre 1912 für Fritz Friedmann einleitete, als er seinen Wohnsitz nach Berlin zurückverlegen wollte, nachgewiesen, daß zwischen der Bürgschaft der Frau v. Krewell und der Hauptverhandlung, was unerklärlicherweise bis dahin übersehen war, eine Frist von mehreren Monaten lag. Da sich die anderen, Friedmann zur Last gelegten Fälle nicht völlig aufklären ließen, ein Wiederaufnahmeverfahren im ehrengerichtlichen Verfahren aber nur mit dem Ziel einer völligen Freisprechung möglich ist, gelang die Beseitigung des früheren Urteils nicht. Ich erwähne es auch nur, weil es einen besonders krassen Fall der Undankbarkeit eines Klienten demonstriert. Eine Frau, die einem Anwalt sachlich zu größtem Dank verpflichtet war, wirkte am meisten an seinem Untergang mit.

Der von mir eben berührte Fall kann gewiß nicht als Regelfall gelten. Aber immerhin läßt sich als der Regel ent-

sprechend zweierlei konstatieren: daß der Klient in Strafsachen der Verdienste seines Verteidigers nicht gern und vor allem nicht vor anderen gedenkt, und ferner, daß er, je weiter die Gefahr der Strafsache zeitlich hinter ihm liegt, die Bedeutung und den Wert der Tätigkeit seines Verteidigers geringer einschätzt. Zum Teil ist das psychologisch durchaus verständlich. Niemand gesteht sich gern ein, daß eine Affäre seines Lebens, die den Ehrenpunkt mehr oder minder nahe berührt hat, doch vielleicht nicht so ganz unbedenklich und gefahrlos gewesen sei. In diese Vorstellung paßt es nicht recht hinein, daß es wesentlich der Tüchtigkeit eines andern zu danken sei, daß diese Angelegenheit ohne ernste Folgen vorübergegangen ist. Nun gar erst Dritten, die vielleicht nicht einmal etwas von der Affäre wissen, davon zu erzählen und dabei der erfolgreichen Tätigkeit des Verteidigers zu gedenken, reizt im allgemeinen noch weniger. Ich entsinne mich mancher Fälle, wo ehemalige Klienten ersichtlich unerfreulich davon berührt waren, mir an einem andern Ort wieder zu begegnen und durch ihre Begrüßung Dritte erkennen zu lassen, daß sie vielleicht in ernster Situation des Beistandes eines Verteidigers bedurft haben. Ein Fall, in dem mit glücklichem Humor eine solche zunächst etwas peinliche Situation gerettet wurde, schwebt mir vor Augen. Vor einigen Jahren hatte ich gelegentlich einer längeren Verteidigung in Dresden mich mit einem Bekannten aus dem Rheinland nachmittags zum Tee verabredet. Als ich in den Teeraum kam, löste sich von dem Tisch, an dem mein Bekannter saß, eine Gestalt, in der ich einen Klienten erkannte, den ich kurz vorher in einer kaufmännischen Strafsache mit dem Erfolg vertreten hatte, daß die von der Staatsanwaltschaft beantragte Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt war. Mein Bekannter hielt den Herrn zurück, und ich hörte, als ich an den Tisch trat, noch gerade die Worte: „Warum wollen Sie jetzt gehen, wo Sie Herrn Dr. Alsberg ken-

nenlernen können, vielleicht gebrauchen Sie ihn noch einmal in Ihrem Leben.“ Ihm blieb nichts anderes übrig als zu erwidern: „Ich habe ihn bereits mit bestem Erfolg gebraucht.“ Es wäre ihm sicherlich lieber gewesen, wenn er sich ohne dieses Geständnis rechtzeitig hätte verabschieden können.

Die seelische Umstimmung, die sich im Klienten vollzieht, wenn die Gefahr einmal vorüber ist, wirkt sich natürlich nicht nur seelisch aus. Niemand zahlt gern Verteidigungshonore, die er vor dem Sturm versprochen hat, falls er sie dann überhaupt noch zahlt. Und noch weniger leicht entschließt er sich nachträglich zur Bewilligung eines Honorars, das er nicht schon vorher ausdrücklich zugesichert hat. Ich glaube allerdings, daß in dieser Beziehung der Anwaltsberuf keine Besonderheiten gegenüber dem ärztlichen Beruf zeigt. Eine reizende, absolut verbürgte Anekdote, die sich vor einer langen Reihe von Jahren in Koblenz abgespielt hat, illustriert das. Einem bekannten Kommerzienrat war beim Fischessen eine Gräte im Halse stecken geblieben. Vergebens bemühte sich der herbeigerufene Arzt, den Fremdkörper zu entfernen, der den Kommerzienrat dem Erstickungstode nahebrachte. Man rief den berühmten Kölner Chirurgen Professor Bardenhewer herbei, der mit einer Pinzette schnellstens die Geräte hervorholte. Man bat den Professor zum Mittagessen. Ehe er heimfuhr, fragte der glücklich gerettete Patient, was er ihm für seine Bemühungen übersenden dürfe. „Senden Sie ein Drittel von dem, was Sie senden wollten, als Sie die Gräte noch im Hals hatten“, gab ihm Bardenhewer schlagfertig zur Antwort. Der berühmte Chirurg schöpfte bei dieser launigen Antwort aus seiner Erfahrung, die auch die Erfahrung des Verteidigers ist. Wie sich das Werden des Verteidigers von dem des Spezialarztes unterscheidet, damit habe ich begonnen. So darf ich denn wohl meine Betrachtungen an einem Punkte schließen, wo sich ihre Wege kreuzen.



Frühling auf den Dächern
Zeichnung von Charles Girard



Ich liebe Dich

Sprachwissenschaftlich zusammengestellt von Herbert Glasmann

In Reime gebracht von My

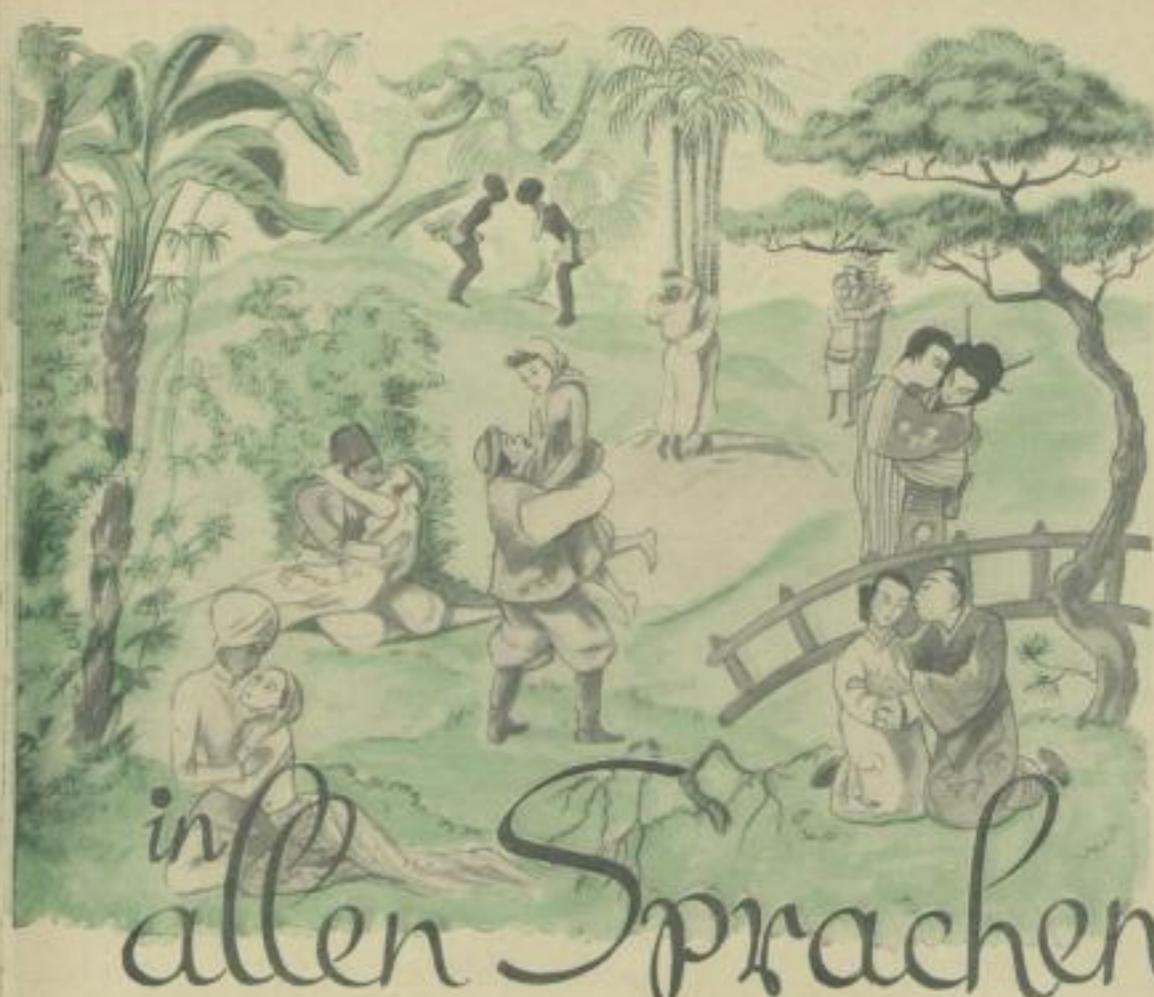
Zeichnung von O. Linnekegel

Und wieder sprechen Spargelstippen,
Es flammen Herzen, Augen blühen,
Die Liebe, Lust und Lenz so labeln —
Die Welt wird reich, Die Welt wird gleich,
Sind auch verschieden die Vokabeln.

Was schwöret man jenseits vom Kanal?
„I love you!“ Das ist nie banal.
„Je t'aime“ vernimmt so manche Kleine,
Die an der Seine wied die Seine.

„Te quiero“ balzt des Spaniers Ruf,
„Ti amo“ tönt es am Belau.
Verliebt ist man auch in der Posten,
Denn „Szerelelti!“ heißt die Verbeulst da.

„Já té miluji“ sagt in Prag
Der Bursch zum Mädchen, das er mag.
Mit „Ja cie kocham!“ kann in Polen
Man Küsse sich — und Körbe holen.



in allen Sprachen

Viel haben Sowjets abgeschafft —
„Ja lublu tebjä!“ blieb in Kraft.
Und bläst auch noch so scharf der Nord:
„Jeg elsker dig!“ Klingt's heiß im Fjord.

„Sre agapo“ versüßern Griechen,
Berauscht von Samos, nicht von Siechen.
Und „Sakni ssawijorum“ schwört
Der Türke, daß sie ihn erhört.

„Ahubbik“ flüstern Wüstenöhne
In Blut für eine braune Schöne.
„Main Antjhe pijan Karta hun!“
Heißt indisch: „Willst du bei mir ruh'n?“

In Japan heißt der Text des Liebes
Voll Schmalz: „Omae ga tsuki des!“
„Wo ai ni!“ — Der Chinese weiß:
Wie Liebe schmeckt nicht Tee noch Reis.

So klingt sie denn in Moll und Dur
Von Grönland bis nach Singapur.
Sie plappert, lispelt, schmalzt und brummt,
Sie klappert, gurgelt, girt und summt.

„Ich liebe dich!“ In tausend Jungen
Wied es geflüstert und gesungen.
Auch wer nicht Sprachkundig ist,
Besteht's mit Liebe, Lippe, List:

Nur eine Sprache kennt zum Glück
Der Kuß — das wahre Bolapök!



Phot. Heddenhausen

Was im Mai blüht:
Großaufnahme eines Maiglöckchens.

Vom uralten Adel der Blumen

Von

W. K. von No h a r a

Kennen wir unsere Blumen? Unser Mitarbeiter, ein Japaner von Geburt, weiß uns von ihnen Geschichten zu erzählen, die dem Europäer zeigen, mit welcher Zartheit der Asiate den Blumen gegenübersteht.

Die erniedrigten und beleidigten Blumen — so sehr man sie auch vergewaltigen, so tief man sie verletzen mag — haben immer eins vor uns Menschen voraus: den älteren Adel. Sie waren vor uns da, und sie waren vor uns schön. Der erste Mensch, der nach einer Blume griff, sie von links und von rechts betrachtete und seine Freude daran fand, obwohl sie nicht gut zum Fressen war, wandelte sich wohl zum erstenmal vom Tier zum eigentlichen Menschen — da er das schön fand, was ohne Nutzen war.

Wie wir auch uns drehen und wenden mögen, stets treten wir den Blumen als Emporkömmlinge und Barbaren entgegen — mit den Waffen und Werkzeugen des Barbaren, mit Messer und Schere. Von wüsten Kriegszügen „im

Wald und auf der Heide“ kehren wir zurück, beladen mit den noch im Sterben schönen Leichen geschändeter Baumzweige und Büsche, und der Großstadt-ästhet, der in Seide gebundene Bücher über Blumen von chinesischen und japanischen Autoren gelesen hat, tritt nur durch die Vermittlung des Handelsgärtners mit der Blume in Beziehung.

Welche lebende Beziehung hat der Kavalier von heute, die schöne Frau von heute zu der Blume, die er schenkt, die sie geschenkt erhält? Ein Stiel, eine Rute, aus dem man in der künstlichen Atmosphäre des Treibhauses etwas Blütenartiges gleichsam mit den Fingernägeln herausgezerrt hat, trübselige pflanzliche Frühgeburt. Die Blume selbst ist ein Nichts gegenüber den Schalen, Vasen und Bechern aus Galalith, all den hun-



Hana-o-ikeru, die japanische Kunst
des „Blumensetzens“:

Zwei Zweige genügen, um den Frühling
ins Zimmer zu bringen.

dert Lächerlichkeiten, mit denen der Mensch heute sein leeres Dasein ausfüllen zu müssen glaubt. Selbst wenn eine Blume „individuell“ behandelt wird, wenn einer Orchidee, einer Ripse gestattet wird, sich einsam und nach eigenem Willen zu dehnen und zu schlingen, geschieht das nur, um einem Kelch, einem venezianischen Glas erhöhte Wirkung zu verleihen. Arme Lebewesen!

Es ist wahr, daß die Chinesen, die vielleicht das edelste Volk sind, das die sich abkühlende Erdkruste hervorgebracht hat, eine eigene Art haben, auf gleich und gleich mit den Pflanzen und Bäumen zu verkehren.

Wir erblicken auf den seidenen Rollbildern der östlichen Maler das graziöse Gekräusel einer Ranke, eine Grille sitzt darauf, die gefurchte Silhouette eines stämmigen Baums, der noch im hohen Alter auf zarten Zweigen den Zauber von zwei, drei einsamen Blüten hervorbringt, und nur unten, ganz unten in der linken oder rechten Ecke findet man ein kleines, in Betrachtung versunkenes Männlein, gleichsam nur als Signatur oder als die Bestätigung: so versunken wie dieser, so habe ich dem Zauber dieses Pflanzenwesens gelauscht.

Der Dichter Ling-Wo-Sing verlor sich bei einer Wanderung unter den blühenden Pflaumenbäumen des Sees von Hangtschau so sehr in ihren rätselhaften Duft, daß er den Weg verlor und nicht mehr herausfand aus dem Wald. Und



Aufnahmen v. Koch

In Japan gilt das Blumensetzen als klassische
Wissenschaft:

Ein blattloser Weidenzweig, der nach alten Kunstregeln
so gebogen worden ist, als ob er im Frühlingwind wehe.



Narzissen und tränende Herzen

Phot. Heddenhausen

von Tschau-Mu-Schi heißt es, daß er die Frühlingsnächte in einem Boot verbrachte, um seine Träume mit denen der Lotos zu vermählen.

Ihre wahrhaft kultivierte Kunst, ihre Art, der Natur sich zu nahen, ihre Verehrung aller stummen Lebewesen dieser Erde vermachten die Chinesen den Japanern, die lebendiger und lebhafter als ihre Lehrmeister, tätiger und heftiger als sie, gleich einen Kodex für den Umgang mit Blumen aufstellten, in dem bis ins Kleinste vorgeschrieben war, wie man eine Blume schneidet, wie man ihr Leben verlängert, welches Gefäß dieser, welches Gefäß jener Blüte zukommt, welche Bilder als Hintergrund zu einem Kirschblütenzweig, welche zu einer Iris geeignet sind, wie der Raum beschaffen sein muß, der einer Vase mit Blumen als Folie dient. Als zu einer Ausstellung ostasiatischer Kunstgegenstände in einer süddeutschen Stadt ein zufällig dort weilender japanischer „Blumensetzer“ gebeten wurde, eine flache Bronzevase auf japanische Weise mit Blumen zu „besetzen“, wurde der ganze umfangreiche und wohl assortierte botanische Garten dem „Blumensetzer“ zur Verfügung gestellt, der Obergarteninspektor zermartete sich das Gehirn: was haben wir an ostasiatischen Pflanzen? Ganze Bündel Callablüten wurden aus dem Gewächshaus — es war Winter — herangeschafft. Der Japaner schüttelte den Kopf. Kinderkopfgroße klatschrote Päonien. Nichts. Rosafarbene Kamelien mit glasharten Blättern. Nichts. Allgemeine Verzweiflung herrschte. Bis der Japaner mit dem entmutigten Stab des Botanischen Gartens einen Gang durch den vereisten, bereiften Garten machte. Da, auf einer Rabatte, die umgegraben worden war, stand, halb verdorrt, ein kleiner Busch, nicht mehr als ein Zweig, unbekannter Herkunft. Der Japaner stürzte sich darauf und schwor, er habe das Gefundene, was er suchte. Ganz krank waren seine Augen vor Begeisterung. Er bog und zwackte an dem armseligen Zweig herum, bis er die von ihm gewünschte Silhouette angenommen

hatte, dann setzte er ihn in die flache Bronzevase mit Wasser. Das dauerte nicht viel mehr als dreieinhalb Stunden und mußte an Ort und Stelle, in der Ausstellung selbst vor sich gehen, da das Arrangement keinen Stoß vertrug. Endlich war er fertig; mittlerweile hatte der Zweig unter den verführerischen Händen des Künstlers zwei oder drei hellgrüne Blätter getrieben, und für alle, die sich auf östliche Naturbetrachtung verstanden, war das Ganze die Vision eines kalten Vorfrühlingstags, das Wasser glänzt noch unfreundlich, aber es spiegelt desto klarer die bizarre Silhouette eines Baumzweigs, der sich zum Spiegel herabneigt und schon zwei, drei grüne Blätter getrieben hat. Am Tage der Eröffnung der Ausstellung sagte mir der Wächter, ein approbierter, im Dienst ergrauter Museumshüter: „Da der Zweig da, der steckte so schief in der Vase drin, ich habe ihn mit 'n bißchen Bindfaden geradegestellt, damit's besser aussieht.“

Der gute Mann wußte nicht, daß es in Japan als unvornehm gilt, Schnur oder Bindfaden beim Ordnen von Blumen zu benutzen. Schönes Blumen setzen gilt den Japanern als klassische Wissenschaft, geometrische Anordnung und altüberlieferte Symbole des Volkscharakters spielen dabei eine Rolle. So ist zum Beispiel die Zusammenordnung eines Kiefern-, eines Bambuszweiges und einer Pflaumenblüte in Japan häufig, denn diese drei verkörpern die Idealeigenschaften des Jünglings: Beständigkeit, Anpassungsfähigkeit und Anmut. Zu Neujahr stellt man solche Sträuße vor das Haus, um diese am höchsten geschätzten Eigenschaften ins Haus zu ziehen.

Auch Europa hat seine ästhetischen Gesetze für die Anordnung von Blumen, eine Aesthetik der Anzahl aber eigentlich nur: Veilchen werden zu dichten Bündeln gebunden, Rosen locker vereinigt, die Lilie aber genießt man einzeln, heißt es da. Vielleicht ist es den Blumenwesen ein Trost, daß sie, in der Blüte ihrer Jugend dahingeschlachtet, gekocht und destilliert, auf der Haut einer schönen Frau noch

einmal ein Erwachen erleben, eine feine sinnliche Orgie feiern dürfen, einen kurzen Abend lang.

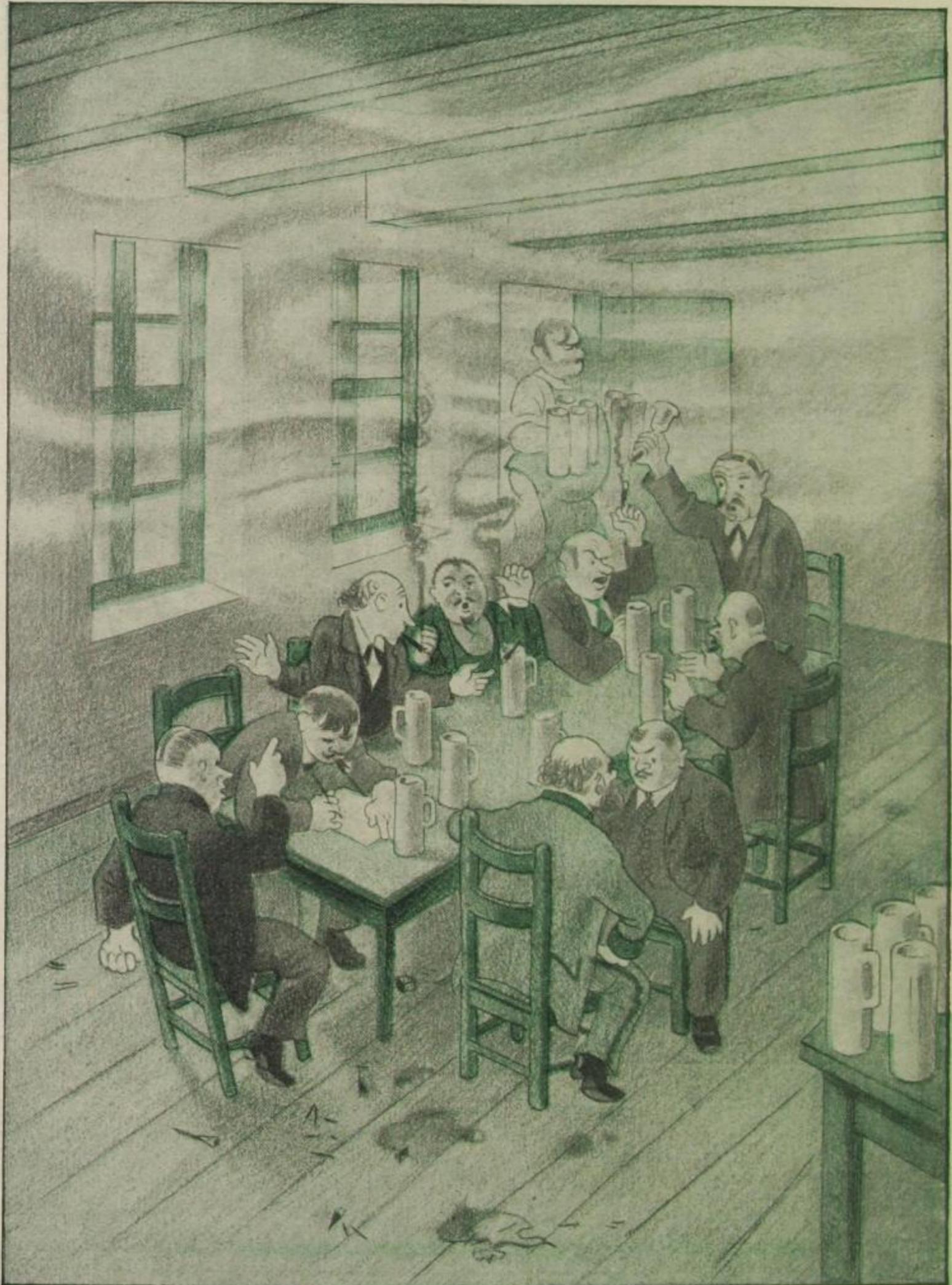
Merkwürdig, daß im Abendland zu den Blumen in enger Beziehung nur die Frauen treten, daß man sie und ihren Duft gewissermaßen als ein Requisit der Weiblichkeit ansieht. Es gilt — im Gegensatz zum Orient, dessen Philosophen und, was noch eigenartiger anmutet, rauhe Kriegshelden, sich mit Blumen umgeben durften — hier als feminin, sich mit Blumen zu beschäftigen. Nur dekadente Dichter hört man von der blauen Blume schwärmen — und auch dann ist sie nur Symbol —, und daneben sind da die Maler. Die allergrößten, ein Cézanne, ein Manet und Renoir, taten den Blumen die Ehre an, sie mit der Oelfarbe auf Leinwand zu verewigen, aber der Verdacht liegt, wie gesagt, nahe, daß sie viel lieber oder ebenso gern einen irdenen Topf oder eine leere schwarze Essigflasche malten. Jedenfalls haben sie diese sehr oft besser von ihrer Stofflichkeit zu erlösen gewußt, als die reizenden Geschöpfe des Frühlings. Vereinsamt um das Recht der Blumen kämpfend, malte Odilon Redon seine Phantasien, das Zarteste, was es zwischen uns und den Blumen überhaupt gibt; ein Hauch, ein Traum manchmal nur, der von einem anderen kaum wiederzuträumen ist. Es ist gewiß, daß Redon geheime Liebschaften mit Blumen hatte, denn nur leidenschaftlich Liebende wissen voneinander die letzten Intimitäten. Aber er war ja auch in Teppiche verliebt, sagen die Leute, er hat sogar manchmal ganze persische Teppiche abgemalt. „Blumenmaler“ sein, das bedeutet in Europa etwa: das Lyzeum hinter sich haben, etwas sticken und aquarellieren können und sich auf die Geburtstagsgeschenkbranche stürzen. Als ob nicht in einer, wenn auch nicht besseren, so doch sicher besinnlicheren Vergangenheit die Besten

gerade sich mit aller Leidenschaft auf das Studium der Pflanzenwesen geworfen hätten! Kennen Sie nicht diese Blätter, auf denen Dürer oder Grünewald „das Gras wachsen hörten“, der Musik einer simplen heimatlichen Wiese lauschend, die, auf zwei, drei Tönen spielend, die ganze Symphonie „Wiese“ vor uns hinzaubert?

Die Winde, von den Japanern Asa-Gao, d. h. das Morgengesicht, genannt, weil sie ihre zartfarbenen Blüten nur am Morgen öffnet, war im sechzehnten Jahrhundert noch eine seltene Pflanze in Japan. Rikyu, der berühmte Meister des Tee-Zeremoniells, aber hatte einen ganzen Garten damit bepflanzt, den er mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte. Taiko Hideyoschi, der gewaltige Kriegsheld und Diktator des Reichs, hörte eines Tages von der Schönheit der „Morgengesichter“ Rikyus und wünschte sie zu sehen. Rikyu lud den Diktator zu einem Morgentee zu sich ein. Der Taiko erschien und durchschritt den Garten, ohne auch nur eine Spur von den Blumen zu sehen; der Boden war glattgeharkt und mit feinem Kies bestreut. Zornig und verärgert betrat der Despot den Teeraum. Dort aber lösten sich seine harten Züge, seine gute Laune kehrte wieder, denn auf der Toko-no-Ma, dem Ehrenplatz des Raums, lehnte in einer seltenen Bronze aus der Sung-Zeit eine einzige Winde, die Königin des ganzen Gartens, um deretwillen alle ihre Schwestern hatten sterben und auf den Scheiterhaufen wandern müssen.

Ein zugleich barbarischeres und schöneres Opfer ist nicht denkbar; selbst ein Menschenopfer von schönen Jünglingen und Jungfrauen hat kaum mehr tragische Größe als dieses. In Schönheit leben und in Schönheit zu sterben wissen, gleich der Kirschblüte, die noch im vollen Rausch ihrer rosa Farbe sich vom Zweig löst, um sich der Mutter Erde beizugesellen — das ist die Kunst, die uns die Blumen lehren möchten.

Der Fremdenverkehr



Die Sitzung des Verschönerungsvereins „Zum Fichtengrund“ am 23. Januar

Zeichnungen von

m u ß g e h o b e n w e r d e n . . .



Am 1. Mai: Das Ergebnis der Sitzung vom 23. Januar

Ottomar Starke

Morien & Sonne AM STRAND

Photographische Beute von einsamen Strandwegen



Phot. Zavel

Reisefreundschaft



Sand und Sonne

Phot. Oliver Hill



Phot. Zuvrel

In den Bäumen



Auf Abenteuer in den Klippen



Am Strand und im Busch



Im Birkenwäldchen

Aufnahmen Oliver Hill

Hände an der Schreibmaschine

Von
Theobald Tiger



Meine Schrift kann niemand lesen
(nicht mal ich) — nur noch Chinesen
pinseln wichtig...

Ich will kein solch Pinseler bleiben.
Mit acht Fingern laßt mich schreiben!
Aber richtig!

Hebel rauscht, und Glöckchen klingt,
und die Schreibmaschine singt:

Firma
Anton Eiermann
sel. Nachfolger

W ü r z b u r g
an der Würze

Berlin NW.87
den heutigen

Sehr geehrter Herr!
auf Ihr gefl. wenn auch ausverschämtes Schreiben
vom 16.d.M. erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, dass
von einer unpünktlichen Zahlung unsererseits überhaupt
keine Rede sein kann.

Sie haben uns bisher erst 9 mal (in vier Wochen)
gemahnt, und kann das in Anbetracht der allgemeinen Geld-
knappheit nur als völlig

n o r m a l



Übung kommt so mit den Jahren.

Und ich schalte wie beim Fahren

dritten Gang ein.

Hoppla, Kurve! Achtung, Liebe!

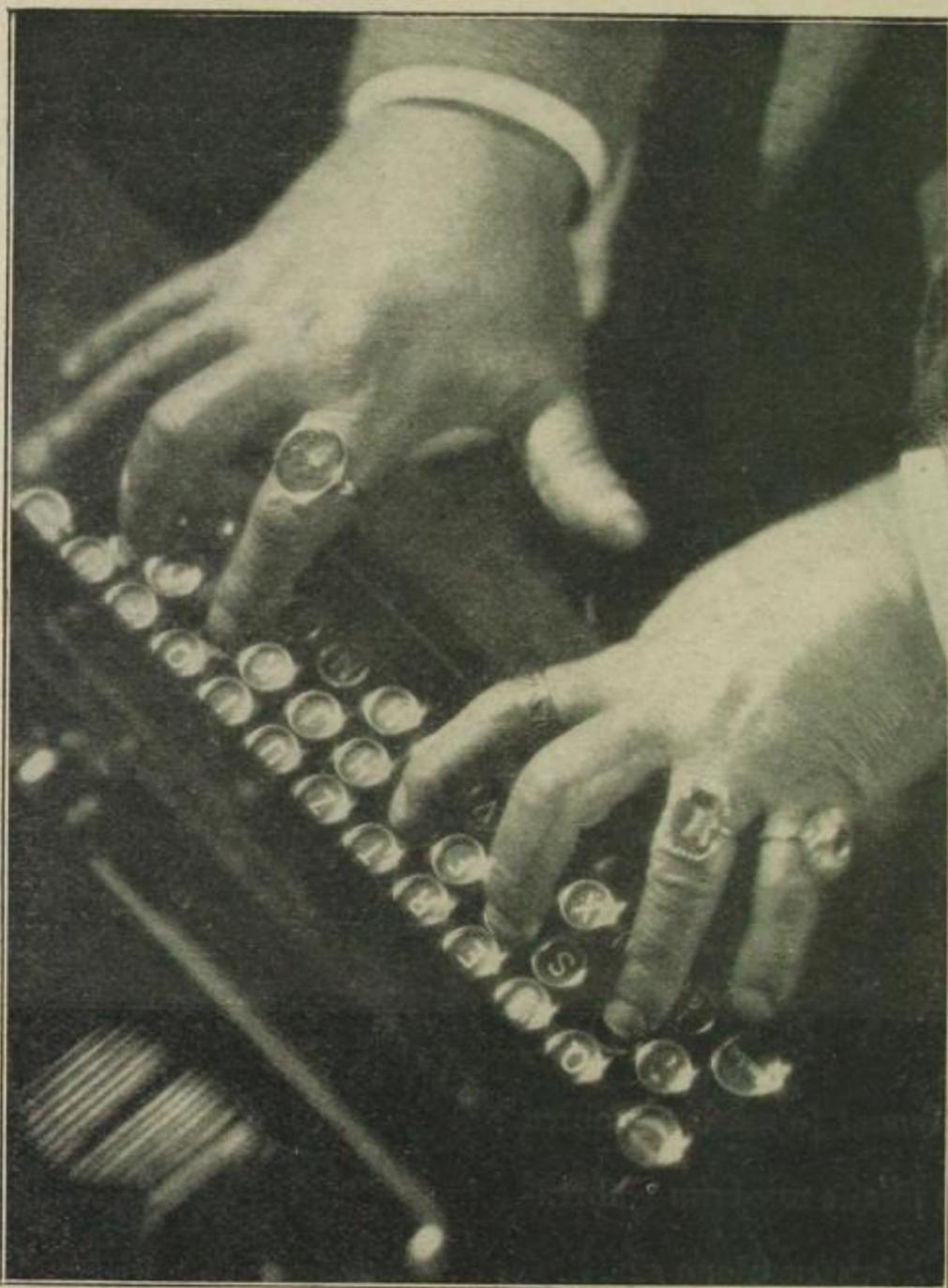
Und ich fang in das Getriebe

jeden Klang ein.

Sebel rauscht, und Glöckchen zirpt,

und die Schreibmaschine wirbt:

Dir nur sagen, dass ich Dich so leidenschaftlich liebe, daß es schon allen meinen Bekannten auffällt, wie schlecht ich aussehe. Ich habe im letzten Monat 8 (acht) Pfund abgenommen, und das alles auf Dich herauf. Mein kleines Mausechwänzchen, wenn Du es irgend einrichten kannst, dann komm doch Sonnabend schon ein bisschen früher & zieh doch das behschfarbene an, weil wir vorher noch in den Kino



*

Tausend Finger laufen eilig
amtlich, dienstlich, polizeilich
auf den Tasten.

Aufgebote für die Heirat,
das Gesuch beim Polizeirat,
Steuerlasten . . .

Hebel schnattern, Walze steht,
und die Schreibmaschine steht:

*

An den Herrn
Regierungspräsidenten
Magdeburg

In Erneuerung meines Gesuchs
vom 5.4.23. erlaube ich mir ergebenst
auf beregte Angelegenheit zurückzukom-
men und um eine Namensänderung nochmals
dringendst zu bitten. Die Tatsache, dass
ich Schlotterhose heiße, hat mir be-
reits im geschäftlichen sowie auch im
privaten Leben ausserordentlich gescha-
det, und ich bitte, mir wenigstens durch
einen Gnadenakt das

L
zu erlassen, wovon ich mir eine wesent-
liche

Besserung

Unser Leben, eingefangen,
ist durch dich hindurchgegangen,

Guilotine!

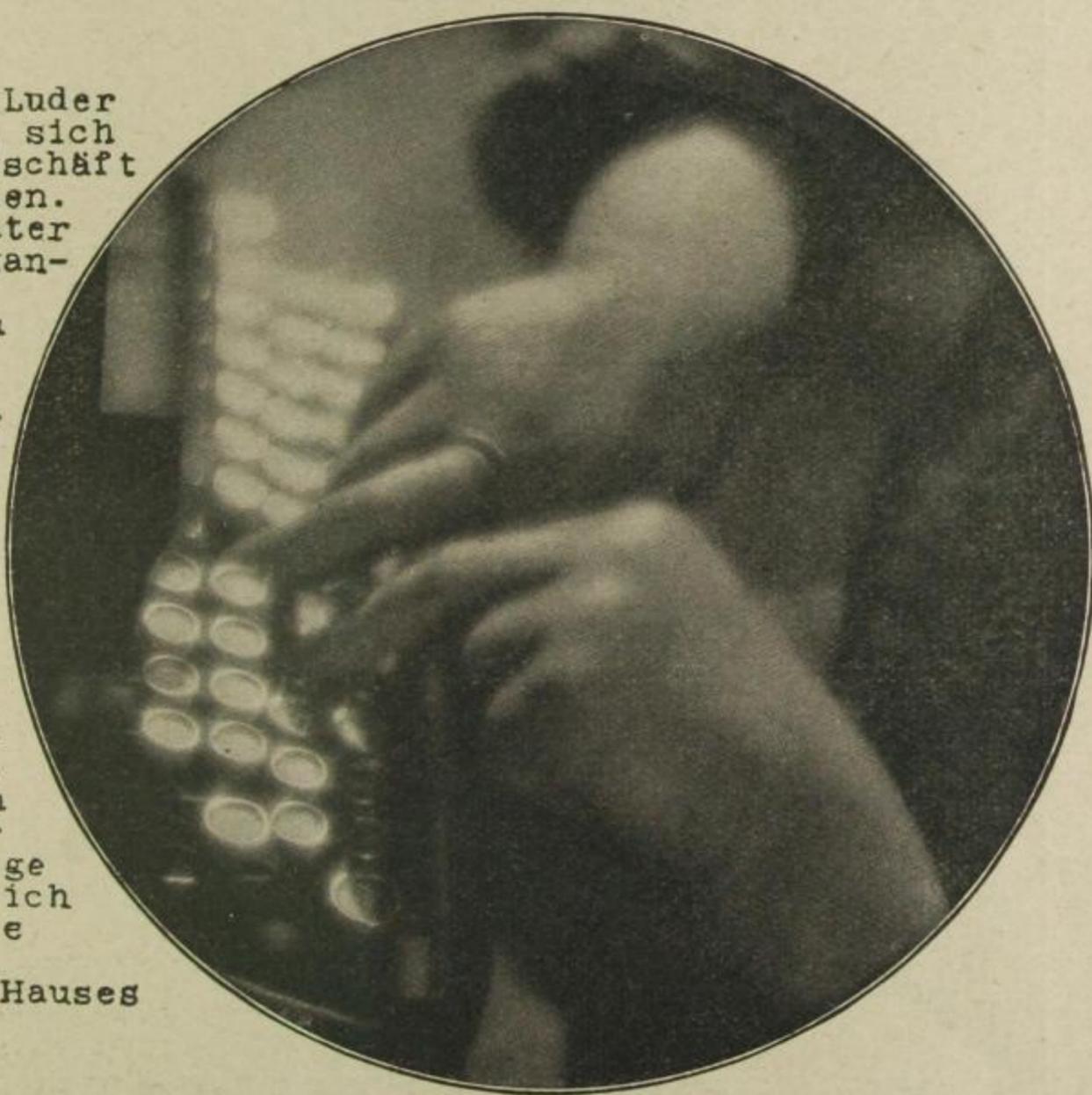
Unsere Freuden, unsere Sorgen,
gestern, heute, übermorgen —

o Maschine!

Hebel wirbeln, Wagen knackt,
und die Schreibmaschine tackt:

Sie dämliches Luder
nur davor warnen, sich
noch einmal im Geschäft
so mausig zu machen.
Wo doch Ihre Tochter
Lottchen in der gan-
zen Strasse be-
kannt ist als Rum-
treibersche und
auch Ihre Frau
abends immer sehr
spät und nicht
immer allein
nach Hause komt
wenn Sie mal
auf Geschäfts-
tuhr sind. Dass
Ihr sauberer
Herr Sohn ein
Verfahren wegen
der kleinen Wech-
selsache bei sei-
ner Firma auf dem
Hals hat, wird er
Ihnen wohl nicht ge-
sagt haben, aber ich
sage es Ihnen, Sie
Ochsenpantoffel!

Ein Freund des Hauses



Alles weißt du, Maschine, immer stehst du startbereit!
In dir ist unser Beruf, unser Leben und unsere ganze Zeit.
Sogar auf Reisen kommst du mit, praktisch und gut verpackt,
bis eines Tages zum letzten Mal dein Hebel knackt.

Millionen Konzerte steigen täglich auf aus Stahl und Papier —
Was wären wir ohne dich, du Geschäftsklavier —!



Keine Trickaufnahme:
Sprung über die Straße

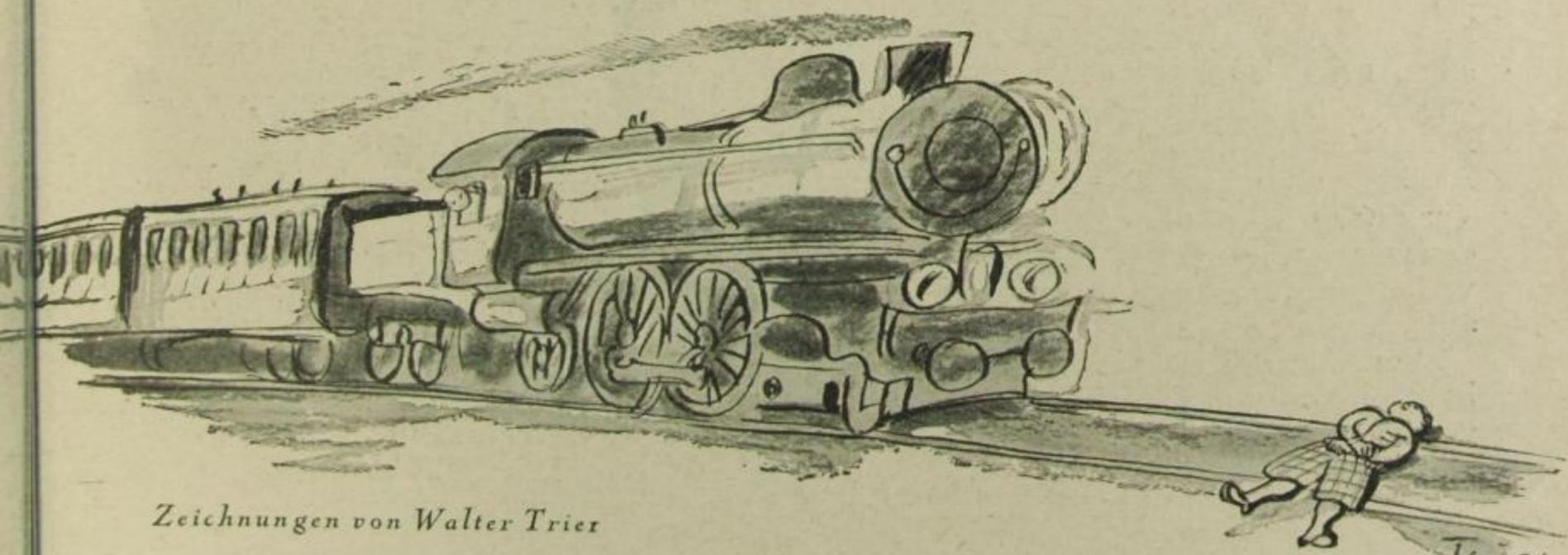
10 Meter Lebensgefahr für 50 Dollar



Ein „Double“, der namenlose Ersatzmann, der in Amerika den Filmhelden in lebensgefährlichen Situationen vertritt, erzählt hier von den Geheimnissen seines abenteuerlichen Berufs.

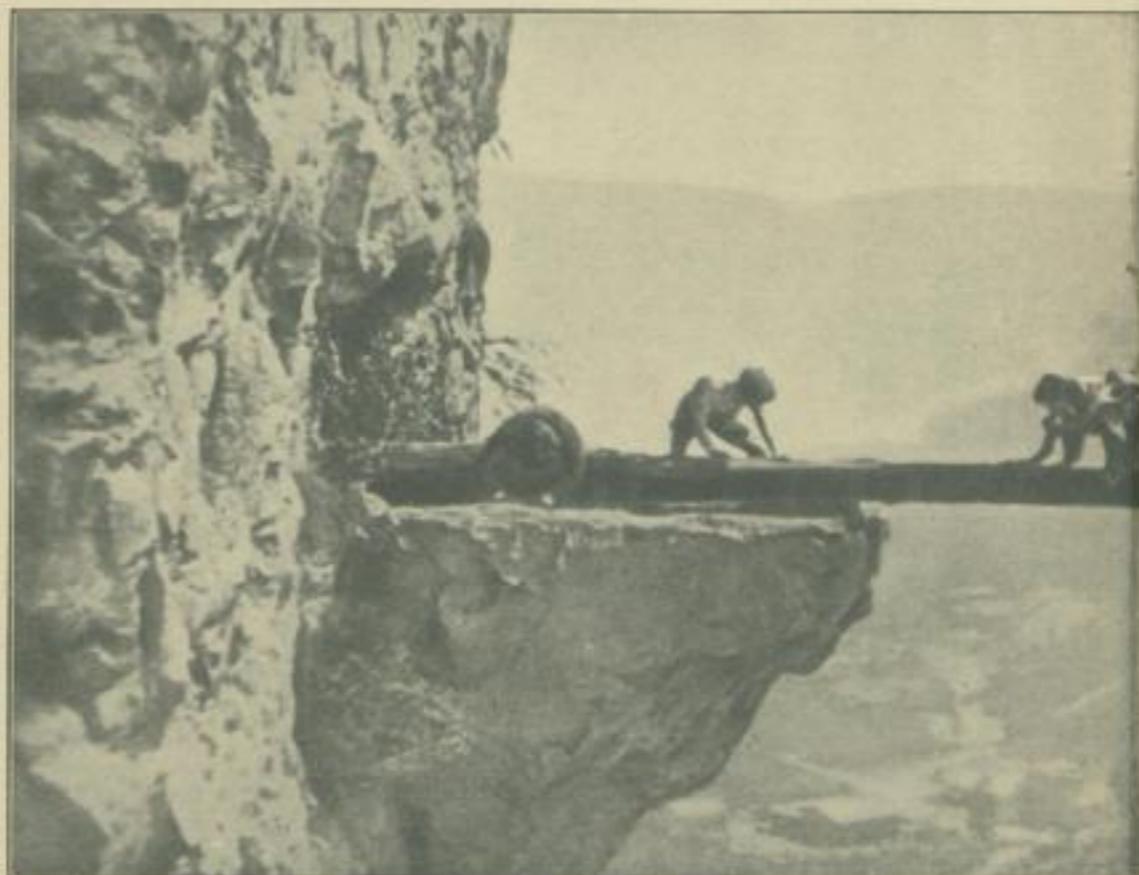
Bei den tollkühnen und atemberaubenden Situationen, die in manchen Filmen das Publikum zu Beifallsstürmen hinreißen, bleibt der wahre Held der Situation meist anonym. Nicht der be-

jubelte Filmstar ist es, der in Wahrheit von hohen Brücken ins Wasser springt, im Fallschirm durch die Lüfte saust, fahrende Eisenbahnzüge im Fluge erreicht und Skisprünge von unerhörter



Zeichnungen von Walter Trier

45



Lebensgefährliche Augenblicke im Film:
Filmartisten bei der Arbeit in 2000 Meter Höhe

Waghalsigkeit ausführt. Es ist ein „Ersatzmann“, der in den meisten Fällen hier „einspringt“, der in der amerikanischen Filmbranche als „Double“ geführt wird und sich mit Recht auch als Doublette fühlt. In dem nachstehenden Artikel schildert ein amerikanischer Vertreter dieses undankbaren Berufes, den man wohl den Beruf der Selbstverleugnung nennen kann, ein paar aufregende Szenen:

„Vergessen Sie nicht“, sagte mir Brownie Wilson, als wir zu der Klippe ruderten. „gut achtzugeben, damit Sie glatt aufs Wasser kommen.“

Daran mußte ich denken, als ich oben

stand und nun so einfach durch die klare Luft 157 Fuß tief ins Wasser springen sollte. Es konnte mich das Leben kosten, obwohl sie mich in das dünne Metallkleid gesteckt hatten, das fest auf der Haut anlag.

Als ich die Klippe erkletterte, gab es schon einen kleinen Unfall. Ein Felsstückchen in der Größe eines anständigen Kieselsteines löste sich und fiel mir auf den Kopf. Ich verlor den Halt und sank ins Wasser zurück. Man fischte mich heraus, der Arzt vernähte mir drei Stellen am Kopf und gab mir so viel Brandy ein, daß ich mich schnell wieder zusammenzappeln konnte.



Nun war ich also zur Spitze der Klippe gelangt, was mehr als eine Stunde Arbeit gekostet hatte. Unter mir wartete eine ganze Filmgesellschaft in Booten darauf, daß ich meinen Fünfzig-Dollar-Sprung machen würde.

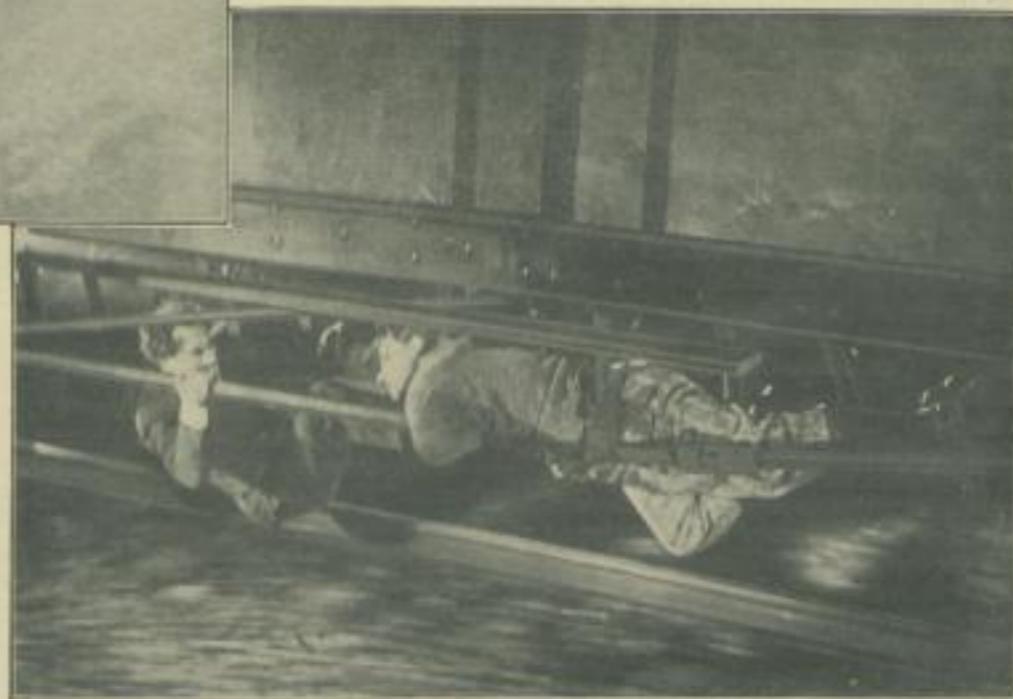
Wir hatten verabredet, daß ich losgehen würde, wenn der Direktor sein Megaphon hochhob und dann fallen ließ. Nun stand ich also und wartete. Immerzu mußte ich auf das Wasser unter mir sehen. Ich hatte ein unsicheres Gefühl in den Knien. Mir war, als könne ich nie die Furcht vor dem Tod, vor einem schrecklichen Tod überwinden.

Das Leben der Filmstars ist kostbar und muß geschont werden. Meines ...?

Endlich kam das Signal. Einen Augenblick stand ich bewegungslos. Mein Stolz gab mir endlich die Kraft zum Absprung.

Mit gestrafften Muskeln und ausgestreckten Armen — ich „gab also gut acht“ — sprang ich ab, der Tiefe entgegen.

Klatsch! Wie ein gut aufgeblasener Gummiball prallte ich auf der Fläche des kalten Meerwassers auf. Ich tauchte fast nicht unter. Blut bedeckte meinen Kopf und strömte mir übers Gesicht. Trotz meiner Betäubung bewegte ich automatisch die Arme und schwamm aus dem Kamerabereich heraus.



Aufnahmen Persepolis

Szenen, die der Film immer wieder braucht:
Verfolgung des Rivalen unter dem fahrenden Eisenbahzug

Man fischte mich aus dem Wasser. Meine Kopfhaut war aufgerissen worden und hing in Fetzen. Zu den drei Nähten, die ich schon hatte, kamen nun zehn neue hinzu, so fleißig arbeitete der Arzt und seine Nadel.

So fing meine Filmlaufbahn an.

Ich weiß schon, daß jedermann davon träumt, zum Film zu gehen. Bei mir war's ja auch nicht anders. Aber seitdem ich mir dabei jeden Knochen im Leib gebrochen habe, hat sich meine Begeisterung etwas abgekühlt.

Drei Jahre lang bin ich jetzt Ersatzspieler in gefährlichen Situationen gewesen. Tagtäglich habe ich meinen Kopf gewagt, damit ein verrücktes Publikum seine Sensation hat.

Man kann nicht gerade sagen, daß eine Filmdoublette wie ich ein sehr gesundes Leben führt. Alles, was bei einem Film gefährlich ist, wird Leuten wie mir übertragen. Und für die Dinge, die wir tun, werden dann die Filmhelden angebetet, ohne daß sie auch nur einen Hautritzer zu riskieren haben. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die richtigen Filmschauspieler keinen Mut haben. Häufig verbietet ihnen ihre Gesellschaft, sich einer Gefahr auszusetzen, weil sie dafür zu kostspielig sind. Wenn etwa einer getötet würde, ehe die Filmaufnahmen beendet sind, wäre es ja nötig, mit einem anderen Star noch einmal von vorn anzufangen. Das Leben der Filmdoubletten ist billiger.

Es sind im ganzen nur fünf erstklassige Männer bei dem Geschäft, die so ihr Leben in die Schanze schlagen. Für sie ist nichts unmöglich von alledem, was sich ein Filmautor oder Regisseur nur ausdenken kann. Aber für ein paar Leute dieses kleinen Trupps muß jedes Jahr Ersatz geholt werden, weil sie umkommen oder sich schwer verletzen.

Mich hat bisher noch keine der Wunden, die ich davontrug, am Weiterspielen gehindert; gestorben bin ich auch noch nicht.

Monte Blue machte einen Eisenbahnfilm, und ich sollte sein Ersatzmann sein. Es gab eine Szene, wo ich von einer Brücke herab auf einen fahrenden Zug springen sollte. Nachdem wir einige Versuche gemacht hatten, wurde beschlossen, daß der Zug mit einer Geschwindigkeit von 35 Meilen in der Stunde fahren solle — bei größerer Geschwindigkeit hätte ich den Sprung nicht machen können.

So hing ich also über den Schienen und erwartete den Zug. Ich mußte vom Gestänge der Brücke 5 Fuß tief auf ihn herabspringen.

Als ich das Signal gab, es könne losgehen, dampfte der Zug, der eine halbe Meile entfernt stand, ab; auf diese Weise konnte man seine Geschwindigkeit regeln, die von einem Ingenieur ständig kontrolliert wurde. Als er aber mit schweren Rauchschwaden heranratterte, schien er mir groß wie ein Berg und so schnell, als ob er 90 Meilen in der Minute machte.

Ich sprang, prallte irgendwo auf, meine Augen und meine Nase waren voll Rauch, ich griff wild nach einem Halt, konnte aber in dem Dampf und Rauch nichts sehen. Ich glitt aus, suchte mich krampfhaft irgendwo festzuhalten, aber die Geschwindigkeit des Zuges machte es unmöglich, und ich fiel neben den Schienen zur Erde. Als ich im Spital mit drei gebrochenen Rippen und vielen Muskelzerrungen schlaflos lag und furchtbare Schmerzen ausstand, konnte ich den Enthusiasmus der Leute, die mich besuchen kamen, nicht ganz teilen.

Kurz vor Weihnachten mußte ich einmal bei einem Film von William Fox etwas machen, woran ich lange denken werde.

Die Szene spielte im belebtesten Geschäftsviertel von Los Angeles. Ich sollte einen Sprung von der Spitze eines 11stöckigen Gebäudes aus machen und auf die Feuerleiter gelangen. Elf Stock

über der Erde; unten Betonpflaster; Honorar: 100 Dollar in der Woche.

Die Fläche, die ich beim Absprung zu durchmessen hatte, betrug nur 8 Fuß, aber die Gefahr, 120 Fuß tief zur Erde zu fallen und dabei sicher umzukommen, war groß. Beim Gürtel wurde ich mit dem dünnsten und stärksten Draht, den man auftreiben konnte, festgebunden. Ob er mich halten würde, falls ich fiel, das war eben die Frage. Ich schätzte mit äußerster Sorgfalt die Entfernung ab und sprang. Am Abend gab ich bei mir zu Hause ein Festessen.

Als eine Filmgesellschaft von mir eine Flugzeugszene haben wollte, willigte ich ein, weil es sich um eine leichte Sache handeln sollte. Als ich aber hinkam, stellte es sich heraus, daß man von mir einen Absturz im Fallschirm verlangte. So was hatte ich noch nie getan und hatte Angst. Das einzige Mal, wo ich bei einer Filmaufnahme eine solche Szene mitangesehen hatte, war der arme Ersatzmann dabei tödlich verunglückt.

Viel zu schnell gelangten wir zu dem Ort, wo die Flugzeuge auf uns warteten. Zwei Stunden dauerte es, bis die Filmapparate und alles, was dazu gehört, in Ordnung waren. Dann kam der Aufnahmeleiter und fragte mich, ob ich nun „fallen“ wolle. Ich wollte es eigentlich gar nicht, aber da war nichts mehr zu machen.

Wir begannen zu steigen, und ich sah, wie das Flugzeug mit der Kamera uns folgte. Im Grunde war ich mir nicht sehr im klaren darüber, was ich zu tun hätte. Man mußte irgend etwas am Fallschirm machen, damit er sich öffne. Aber was, das wußte ich nicht so ganz genau. Das konnte ich sehen, daß der Ring an meiner Schulter für das Sich-entfalten des Schirms von Wichtigkeit sei, ich hatte mich aber nicht genauer erkundigt, weil ich den Leuten nicht sagen wollte, wie wenig ich von diesen Dingen verstünde. Ich hatte ihnen er-

zählt, daß ich schon mit Flugzeugen gearbeitet hätte, und wollte ihnen darum durch meine Fragen nicht verraten, wie unerfahren ich in Wirklichkeit war.

Der Pilot rief mir etwas zu, mir wurde die Gefahr bewußt, der ich entgegenging. Und jetzt fragte ich ihn, wie man abspringe und den Fallschirm öffne. Er schaute mich höchst verblüfft an, seine Lippen bewegten sich und ich glaubte die Worte zu hören: „Dummer Kerl.“

Dann hörte ich ihn brüllen: „Beim Springen — zählen Sie — zehn — dann reißen Sie — am Ring. — Langes Zählen — geht nicht — versuchen Sie zehn.“

Langsam näherte sich das andere Flugzeug, und das vereinbarte Signal wurde gegeben. Wir kreisten, und jede Minute hatte für mich in meiner Todesangst die Länge eines Jahres. Ich suchte mir klarzumachen, was ich zu tun hätte: ich mußte auf die eine Tragfläche klettern und hinunterspringen. Das klingt jetzt so einfach, aber im Moment wurde ich fast bewußtlos.

Ich kletterte hinauf, zuerst sehr langsam, dann fieberhaft schnell. Einen Fuß hatte ich schon losgelassen, mit der einen unsicheren Hand griff ich nach einer Stange, das andere Bein kam langsam nach, und so schwebte ich über dem Nichts. Aus einem unerklärlichen Grund kam mir in diesem Augenblick ein altes, verrücktes Negerlied in den Sinn.

Einen Augenblick blieb ich so und klammerte mich an Drähten und Stangen an. Die Winde trieben ihr Spiel mit mir und meinem Anzug. Nun mußte ich loslassen. Ich versuchte es, aber es war zu schwer. Ich versuchte es nochmals. Es war, als ob meine Hände sich irgendwo verlören. Und dann sank ich — tief — tief —

Unbewußt fing ich zu zählen an. Sehr rasch: eins, zwei, drei . . . zehn. Und dann zog ich an der Schnur. Ich hatte das Gefühl, mich ununterbrochen um

mich selbst zu drehen. Meine Beine führten ihr eigenes Leben. Die Arme hielt ich fest an die Seiten gepreßt und den kostbaren Ring mit beiden Händen. Tiefer ging es, immer tiefer. Würde sich das weiße Ding nie öffnen? „Was wird geschehen, wenn er nicht aufgeht?“ Ich war nur halb bei Bewußtsein.

Plötzlich ein Knall, wie wenn eine Kanone abgefeuert wird: so prallte die dünne Seide, als sie sich ausbreitete, auf die Luft auf. Nun fühlte ich — und das war seltsam beruhigend und angenehm —, daß es gut ginge, und dankte Gott inbrünstig.

Frühzeitig schon machte es mir höllischen Spaß, wenn ich in einer Automobilszene spielen sollte. Bei einer Szene mußte ich mit dem Auto verunglücken. Damit die Sache wahrscheinlich aussah, mußte ich 50 Meilen in der Stunde fahren. Alle Vorkehrungen dazu, daß das Auto sich überschlagen könne und mir dabei doch die größtmögliche Sicherheit gäbe, waren getroffen. Vorn und hinten war der Wagen mit Stahlbändern beschlagen, Getriebe und Räder lagen so tief, daß ich, wenn es gut ging, die Möglichkeit hatte, noch einigermaßen rechtzeitig aus dem Wagen zu springen.

Solange die Gefahr nicht nahe war, saß ich ganz ruhig am Steuer. Als nun aber gehandelt werden mußte, war mir gar nicht sehr wohl zumute. Aber gerade darin, daß sie so gefährlich sind, besteht ja der Reiz solcher Wagnisse.

Von einem Seitenweg her kam ein hoher Lastwagen, dem sollte ich ausweichen und dabei an einen Damm anfahren, der so steil war, daß sich der Wagen notgedrungen überschlagen mußte. Ich begann mit der zweiten Geschwindigkeit und schaltete dann die höhere ein. Der Wagen sprang leicht von 40 auf 50, und als ich im Bereich der Kamera war, ging ich bis auf 63, riß das Steuer herum und sprang heraus. Es gab ein furchtbares Getöse, und als ich die Augen wieder öffnete, zog

man mich gerade zerschunden in einem sehr kläglichen Zustand unter den Trümmern hervor. Einen Augenblick hatte ich ein merkwürdiges Gefühl — war ich vielleicht tot? Aber nein, man richtete mich auf, es war alles in Ordnung, dreimal hatte sich der Wagen überschlagen. „Wundervoll sah es aus“, sagte einer. Ich schloß die Augen. Ich war sehr zufrieden.

Eines schönen Morgens machte ich mich auf den Weg zum Atelier von Warner Brothers' in der Sunset Avenue.

Einer der Regisseure rief mich an.

„Ich habe etwas für Sie. Wir sind bei einem Film, wo Sid Chaplin die Hauptrolle spielt, und denken, Sie können gut eine Rolle übernehmen.“

Ich war sehr stolz, dabei mittun zu dürfen, und erklärte mich zu allem bereit. Er sagte mir, ich müsse auf einem Wagen stehen, mit einer Pistole Herrn Chaplin bedrohen und im richtigen Augenblick aus dem Wagen springen und mich an einem Baumzweig festhalten.

Es klang sehr einfach. Es wäre es vielleicht auch gewesen, wenn es sich um einen ebenen Grund gehandelt hätte. Die Szene spielte aber in einem völlig hügelig liegenden Park, und das Wagendach, auf dem ich stehen sollte, war gewölbt, so daß es schon, auch wenn sich der Wagen nicht bewegte, schwer war, sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Ich stand also auf dem Wagendach, die Pistole in der Hand, Herr Chaplin saß im Wagen und hielt die Hände hoch, die Zügel schleiften — so fuhren wir los. Was war das für eine Arbeit für mich, stehenzubleiben! Das Pferd ging durch. Es war zu spät für mich, zu springen, denn der Baumast war schon zu nahe. Ueber ihn hinweg konnte ich nicht, und es war auch keine Möglichkeit, unter ihm durchzukommen. Ich flog durch die Luft und versuchte, ihn im Falle zu haschen, aber schon lag

ich auf der Erde. Die Szene war zu Ende, freilich nicht so, wie sie geplant gewesen war.

Ich hatte mich ziemlich verletzt, aber der Regisseur wünschte doch, daß wir die Szene noch einmal spielten.

Mir war sehr übel zumute, als wir wieder anfangen. Jede Bewegung tat mir weh, aber es mußte nun einmal sein. Diesmal hielt jedoch Herr Chaplin die Zügel, so daß das Pferd nicht tun konnte, was es wollte, und es gelang mir, im rechten Augenblick den Baumzweig zu erfassen. Dabei konnte ich nur die rechte Hand benutzen, denn mein linker Arm war an zwei Stellen gebrochen.

Auf diese Weise wurde ich Mitglied des „2085-Clubs“. So nennen wir nämlich die staatliche Versicherung in Kalifornien, weil sie arbeitsunfähigen Verletzten wöchentlich den fürstlichen Betrag von 20 Dollars und 85 Cents zahlt. Natürlich sind es vor allem wir Ersatzleute, aus denen sich der Club zusammensetzt.

Kurz bevor ich den Filmateliere von Hollywood nicht gerade ungern Valet sagte, hatte ich das schlimmste Abenteuer während meiner Laufbahn durchgemacht. Wir spielten „Peter Pan“ und waren für die Aufnahmen nach der Insel Santa Cruz gefahren.

Wir befanden uns auf einem Piratenschiff, dem „Jolly Roger“. Er riß sich vom Anker und wurde vom Sturm auf die hohe See getrieben.

Alle Boote am Ufer waren vom Sturm weggetrieben worden. Unser eigenes Ruderboot war unbrauchbar. Wir konnten nicht landen. Berghohe Wellen setzten über unser Schiff. Ein furchtbarer Regen strömte ununterbrochen auf uns nieder. Es war dunkel und kalt. Unsere ganze Gesellschaft war in einem furchtbaren Zustand. Endlich sichteten

wir in der Nähe einer Klippe ein Flachboot.

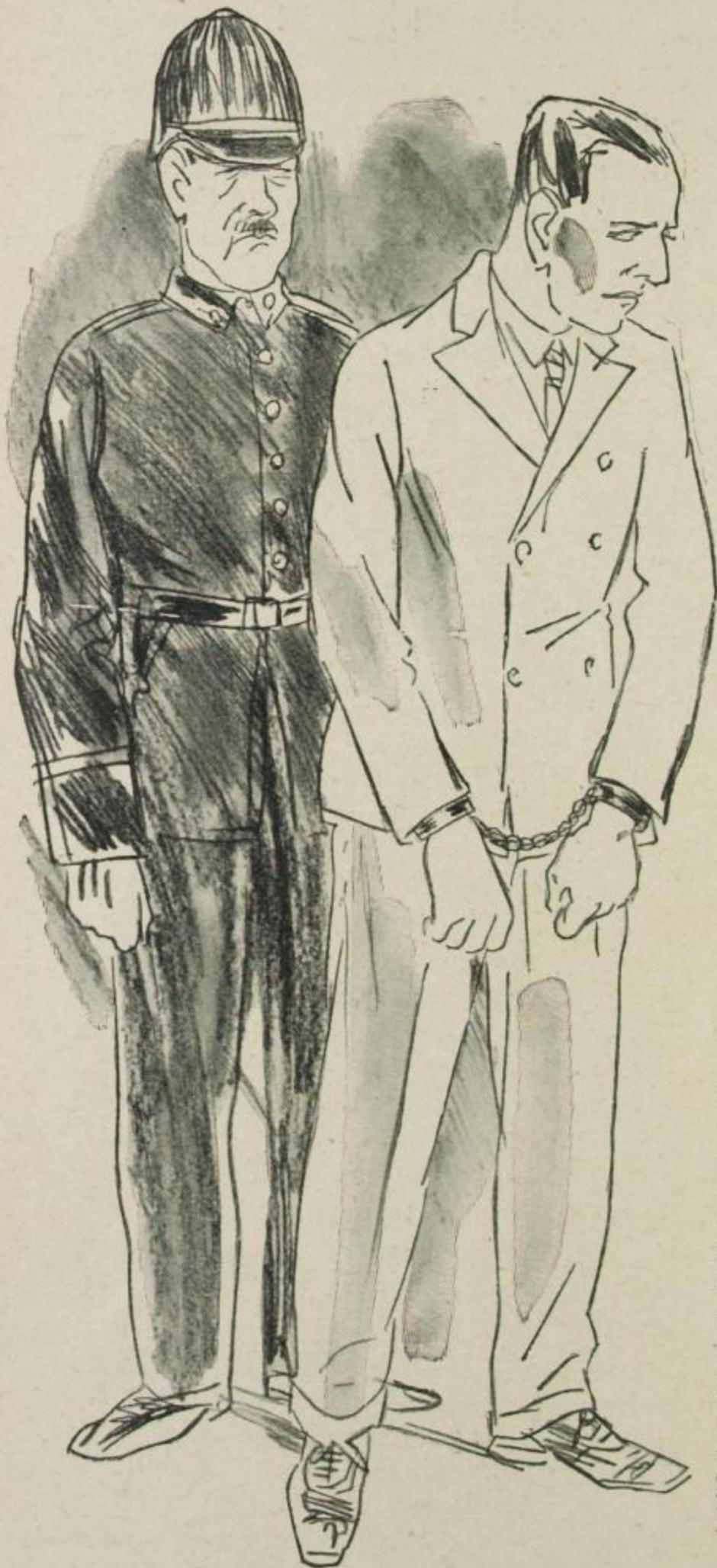
Jemand mußte hinschwimmen und das Flachboot holen. Der Jemand war ich.

Ich streifte meine ohnedies nassen Kleider ab. Einige Stimmen sagten mir allerhand Nettos. Einen Augenblick stand ich so, nackt, schaute auf das blauschwarze Wasser herab, das phosphorartig leuchtete. Ich hatte gar keinen Mut und fieberte vor Kälte. Aber ich sprang ins Wasser. Es war furchtbar schwer, gegen die Wellen anzukommen. Trotzdem ich wie besessen vorwärts strebte, wurde ich immer wieder zurückgeworfen. Die Stunden, während derer ich mich durchs Wasser kämpfte, schienen mir eine Ewigkeit. Endlich erreichte ich das verteuflte Boot und kletterte hinein, mit vieler Mühe. Ich tastete nach den Riemen, aber es waren keine da.

Ohne den Wind wäre ich bewußtlos geworden. Wie scheußlich war es mir, in die furchtbare Brandung zurück zu müssen! Doch blieb mir nichts anderes übrig. Ich packte das Bootsheck mit beiden Händen, ruderte mit den Füßen allein — mein Herz schmerzte mich bei jeder Bewegung. Natürlich kam ich nur ganz langsam vorwärts. Was mich bei der aufreibenden und wahnsinnig anstrengenden Arbeit aufrecht hielt, war das Gefühl, ein Held zu sein. Ein Held!

Dann wurde ich aus dem Wasser hochgezogen und in eine Decke gewickelt. Nacheinander immer zu dreien, wurden die achtzig Leute, die sich an Bord befanden, ans Land gebracht. Um 7 Uhr am folgenden Morgen war unsere Arbeit beendet, und ich konnte todmüde ins Bett kriechen.

Die Woche darauf wurde ich entlassen, weil ich mich bei der Arbeit verspätet hatte.



an dem Tage, da er in London
verhaftet wurde . . .

Liebe

ZWISCHEN

England

UND

Russland

Eine Völkerbundsgeschichte

aus Genua

von

Vernon Bartlett

Zeichnungen von R. Schildter

Douglas Hardings erstes Zusammen-
treffen mit Olga Fyodorowna
Bielorussowa fand eine Stunde nach sei-
ner Ankunft in Genua statt, wo er für
„The Daily Wire“ über die Internatio-
nale Weltwirtschafts-Konferenz zu be-
richten hatte. Eben angekommen, hörte
Harding seinen Namen über die Straße
rufen. Einen Augenblick später hatte
Iwan Deane sich zu ihm gesellt und er-
zählte, nach welchen weltverlassenen
Gegenden ihn das Schicksal und der lei-
tende Redakteur seit seinem letzten
Zusammensein mit Harding verschlagen
habe.

Harding hörte nur mit halbem Ohr
dem Geplauder seines Gefährten zu, bis
die Droschke mit einem Ruck vor dem
Hôtel de Gênes hielt.

„Kommen Sie mit mir,“ sagte Iwan Deane, „wir wollen ins Zimmer Nr. 1 hinaufgehen und sehen, was los ist.“

„Ja, aber was ist mit meinem Gepäck, und was ist Zimmer Nr. 1? Und außerdem bin ich nicht rasiert.“

„Das Gepäck kann warten, und man wird Sie im Zimmer Nr. 1 lieber haben, wenn Sie nicht rasiert sind.“

Er verschwand, und Harding folgte ihm einen Gang entlang nach, treppaufwärts in ein großes Zimmer voll Rauch.

Zimmer Nr. 1 im Hôtel de Gênes war früher einmal ein Schlafzimmer gewesen — oder war noch dergleichen, denn hinter einem Schirm standen unter einem seltsamen Gewirr von Zeitungen, Kleidern und Dokumenten zwei Betten. Doch jetzt bildete es seinem Hauptzweck nach das Empfangszimmer einer Delegation, und zwar der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken bei der Konferenz in Genua.

Man konnte kaum durchs Zimmer blicken, so dicht war der Rauch. In einer Ecke stand eine Vervielfältigungs-Maschine, vor welcher ein kniendes Mädchen in einer mit Tinte bespritzten Schürze den täglichen Protest der Bolschewiken gegen irgendein neues Höflichkeitsvergehen der westeuropäischen Mächte fertigstellte. Zwei, drei professionelle Kommunisten lungerten malerisch herum und sprachen über Poincaré, über die Frauen von Genua und über das „Kapital“. Andere schrieben an einsamen Tischen hinter einem ständig anwachsenden Haufen von Zigaretten-Enden ihre weltwendenden Gedanken nieder.

Douglas Harding blieb in diesem chaotischen Zimmer sich selbst überlassen, denn auf irgendeine wunderbare Weise war es Iwan



... verweigerte man ihr in Moskau die Pässe nach England ...



... in Rußland wurden seine Briefe heimlich untersucht ...

Deane gelungen, in das innere Zimmer zu verschwinden. „Einen Augenblick,“ hatte er gesagt, „nur einen Augenblick.“

Als aus dem „einen Augenblick“ eine halbe Stunde geworden war, dachte Harding an seine Droschke und an das Gepäck. Er wollte zu seinem Hotel fahren, dort baden und sich rasieren. Er kritzelte auf seine Visitenkarte einen Vorschlag für das Mittagessen nieder und sah sich dann nach jemand um, der sie Deane geben konnte. Das Mädchen mit dem Vervielfältigungsapparat war zu tintenbeschmiert. Ein anderes Mädchen tippte, ihre Maschine stand sehr unsicher auf einem Nachttisch, und ein drittes Mädchen, das Harding vorher nicht bemerkt hatte, war damit beschäftigt, kleine Notizen auf Möbel zu kleben, von denen der Hoteleigentümer zweifellos glaubte, daß sie Louis-XV.-Stil seien.

Wieso hatte er sie nicht früher bemerkt? Sie trug eine unscheinbare schwarze Arbeitsschürze und schwarze Strümpfe. Aber sie war groß und schlank, und Perdis Porträt von Beatrice d'Este sah ihr zum Sprechen ähnlich. Er ging

auf sie zu und fragte sie ziemlich schüchtern, ob sie seine Bestellung ausrichten wolle. Dabei las er fast unbewußt die Zettel, die sie so geschäftig überall anklebte. Auf jedem stand englisch, französisch, deutsch und italienisch nur das eine: „Bitte, nehmen Sie nichts fort, ohne darum zu ersuchen!“

Diese, in einem kommunistischen Bureau an die journalistischen Vertreter der Bourgeoisie gerichtete Mahnung war so unerwartet, daß Harding laut auf-lachen mußte. Einen Augenblick lang blickte Olga Fyodorowna ihn ungehalten an, aber seiner Belustigung fehlte so ersichtlich jede Spur von Bosheit, daß auch sie lächeln mußte.

Olga Fyodorowna war unleugbar anziehend. Aber obwohl sie — so seltsam das auch klingen mag — alles zitieren konnte, was jeder soziale Reformler seit Jesus Christus über die freie Liebe gesagt hatte, so wußte sie persönlich über die freie Liebe oder über jede andere Liebesart nicht das mindeste, außer das, was sie aus Büchern oder Gesprächen erfahren hatte. Das Leben war ein derart strenger, harter Kampf gewesen,



... während man ihre in der englischen Überwachungsstelle prüfte ...



... in diesem geheimnisvollen Zimmer hatte die Sowjetdelegation in Genua ihr Büro ...

daß sie nicht Zeit noch Neigung hatte, über Jungfräulichkeit und sexuelle Komplexe selbstquälerisch nachzusinnen. Sie war ebenso zurückgeblieben in Liebesangelegenheiten, wie sie in politischen Dingen fortgeschritten war. Irgendwie beunruhigte sie ihr erster Aufenthalt in Italien. Die Leute hier waren uninteressiert an den großen internationalen politischen Bewegungen, aber ihrem bloßen Geplauder haftete eine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit an, die sonderbar bezauberte.

Irgendwie machte diese ganze Atmosphäre duldsam. Außerdem war dieser

freundliche junge Engländer der Vertreter einer kapitalistischen und reaktionären Zeitung. Er war nicht wie die meisten andern Journalisten, das mußte man zugeben. Er war schüchtern und ruhig, aber netter als die meisten von ihnen, dieser Neuling; nichtsdestoweniger war er einer ihrer Feinde.

Olga Fyodorowna ging früh zu Bett und las liegend die französischen Zeitungen, denn sie mußte jeden Morgen ihrem Chef einen Auszug der unangenehmen Dinge geben, welche die französische Presse über ihn zu sagen hatte.

Zwischendurch starrte sie ein wenig

auf den Sessel, auf den sie ihre Kleider unordentlich geworfen hatte. Sie hatte keine Zeit, hübsch auszusehen. Ihre Unterkleidung war aus Militärkattun, und sie hatte noch Glück gehabt, sowas zu bekommen. Ihr Kleid würde auf jeder anderen Frau, die nicht so schlank war, wie ein Sack gewirkt haben. Sie wunderte sich, warum der junge Engländer so höflich gewesen.

Das Zimmer Nr. 1 und Olga Fyodorowna verwirrten Harding unsagbar. Er hatte sich nie den Kopf über Politik zerbrochen — und hätte er sich tatsächlich um sie viel gekümmert, so hätten seine Telegramme nicht die Genehmigung seines sehr energischen leitenden Redakteurs gefunden. Harding wunderte sich über sich selbst, daß er soviel über Olga Fyodorowna grübelte. Sie war weitaus belesener und intelligenter als er, und er sprach zu Iwan Deane, der beinahe sein intimster Freund war, mit schamhafter Bewunderung über sie.

Und als Tag um Tag verging, begann er zum erstenmal in seinem Leben eigene politische Ansichten zu haben. Es gab Gelegenheit genug, das Zimmer Nr. 1 aufzusuchen, denn hier hielt Rakowsky täglich Vorträge.

Harding, dessen Sinn für ehrliches Spiel bei Angriffen auf Bolschewiken unter normalen Umständen nichts Kränkendes gefunden hätte, protestierte jetzt manchmal gegen das Verhalten seiner Berufskollegen und wies darauf hin, daß ihnen ein wenig mehr Gerechtigkeitssinn durchaus nicht schaden könnte. Iwan Deane, der kein Narr war, insbesondere wo es sich um Frauen handelte, blickte dann durch das rauchige Zimmer auf die arbeitende Olga Fyodorowna und lächelte bedeutungsvoll in sich hinein.

Aber obwohl es viel Entschuldigungen gab, die Anwesenheit im Zimmer Nr. 1 zu rechtfertigen, so gab es wenig Gelegenheiten, mit Olga Fyodorowna allein zu sprechen. Wenn sich solch eine Gelegenheit doch ergab, legte sie über die Leiden der Armen los und über die Schritte, die Lenin unternahm, um ihr

Los zu verbessern. Auf Harding machte es Eindruck, daß sie sich dergestalt bemühte, ihn zu bekehren. Natürlich, das alles war blanker Unsinn. Diese Muschiks hatten zweifellos höllische Zeiten erdulden müssen, und selbst daheim in England war nicht alles, wie es sein sollte, aber ihm mit Bolschewismus zu kommen — lächerlich! Sie würde mit der Zeit schon klüger werden. Und jedenfalls sprach sie so reizend und meinte es so fürchterlich ernst.

Er lehnte eine Einladung ab, mit einer fröhlichen Gesellschaft im Casino von Rapallo zu spielen, ging statt dessen zum offiziellen Empfang der Stadt Genua, und wurde dafür belohnt. Er fand dort Olga Fyodorowna, nett in Taubengrau gekleidet, ziemlich abseits stehend, halb belustigt, halb ärgerlich. Sie leuchtete auf, als sie ihn erblickte.

„Ich kam, weil ich hoffte, Sie wären hier,“ sagte er und empfand dabei ein sonderbar beschämendes Gefühl, als ob er sich einer Frau genähert habe, die „nicht zu seiner Klasse gehörte“.

Mit einer kleinen, verzweifelten Geste deutete sie auf die Autographenjäger rings um die Sowjet-Kommissare.

Warum mußten sie ihre bolschewistischen Herzen hinter gestärkten Vorhemden verstecken? In Moskau lebte Lenin fast wie ein Bauer, und hier legten Lenins Kollegen besondere Kleidung zu Ehren der Genuesen an!

„Aber auch Sie haben sich doch für diesen Anlaß anders angezogen“, wagte er anzudeuten.

Sie zögerte eine Sekunde. „Ich nehme an, daß ich genau so Frau bin wie diese anderen hier“. Und dann fügte sie bitter hinzu: „selbst wenn ich eine Bolschewikin bin.“

Er entschuldigte sich und wechselte das Thema.

„Entschlüpfen wir dem Trubel und gehen wir ein wenig zu Deferrari.“

„Oh, dieses Tanzlokal an der Piazza Deferrari, nicht wahr? Aber ich gehe nicht in solche Lokale.“

Harding war schrecklich verwirrt: „Aber es ist ganz anständig. Ich meine,

es sind dort eine Menge Mädchen und Kokotten, wissen Sie, aber außerdem auch alle möglichen anderen Frauen, von den Delegationen und so weiter. Es ist wirklich ganz anständig und ordentlich.“

Olga Fyodorowna lachte. „Wie, Sie glauben doch nicht, daß mich die Kokotten stören, oder doch? Sie sind genau solche Menschen wie alle andern. Es ist nicht ihre Schuld — es ist nur eines der Resultate des kapitalistischen Systems. Ich gehe gewöhnlich nicht in solche Lokale wie Deferrari.“

Harding hatte kein Verlangen danach, sich in eine politische Erörterung einzulassen.

„Kommen Sie nur dies eine Mal zu Deferrari. Bitte, kommen Sie. Wer weiß, wann ich wieder eine Gelegenheit haben werde, mit Ihnen allein zu sein. Bitte!“ Er bettelte wie ein Kind.

Schließlich, warum sollte sie nicht? Man würde ihre Abwesenheit nicht bemerken, wenn sie noch rechtzeitig zurückkam, um den Sonderzug nach Santa Margherita zu erreichen. Warum sollte sie sich nicht auch einmal ein paar frohe, unbeschwerte Stunden gönnen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot? Politik und Propaganda hatte sie fast zum Ueberdruß genossen. Sie faßte zaghaft seinen Aermel. „Gut, wir wollen gehen. Nur muß ich vor Mitternacht zurück sein, sonst komm' ich zu spät zum Zug.“

„Ein russisches Aschenbrödel. Sie sehen wie einem Märchen entstiegen aus.“

„Heutzutage haben wir nicht viel Märchen in Rußland“, sagte sie sinnend.

Sie saßen dicht in der Nähe des Tanzbodens, und Harding bestellte schwachen italienischen Champagner: Cinzano brutto. Dann sprang er auf: „Kommen Sie, wir wollen tanzen.“

„Aber ich weiß doch gar nicht, wie man tanzt. Sehen Sie, ich habe nie Gelegenheit gehabt, in solche Lokale zu gehen. Ich kann nur unsere russischen Bauerntänze.“

Sie hatte Angst und entschuldigte sich beinahe. Entschuldigte sich, weil ihr die

verachteten Fertigkeiten der so verhaßten Bourgeoisie fehlten. Verstohlen polierte sie unter dem Tisch ihre Fingernägel an der Handfläche. Douglas Harding würde sich ihrer schämen!

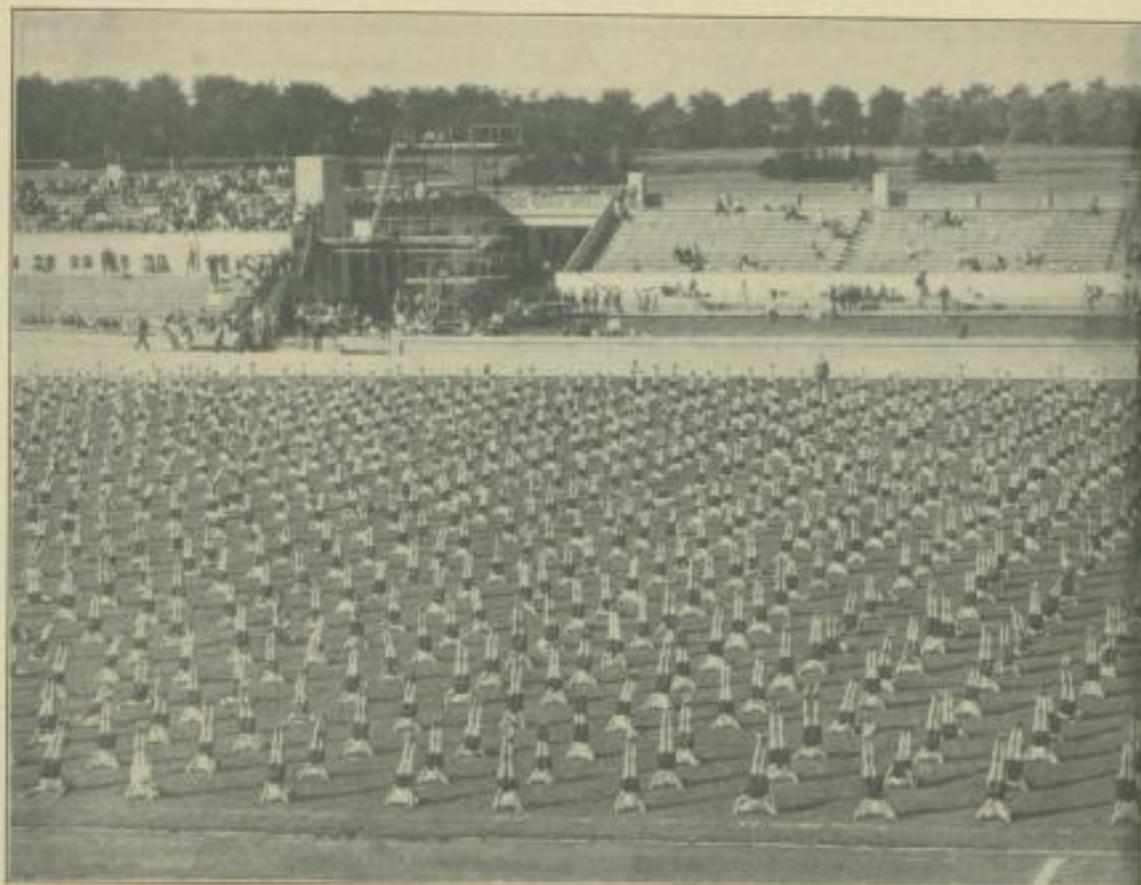
„Kommen Sie nur, ich bin überzeugt, daß Sie glänzend tanzen können. Man muß ja nur zur Musik umhergehen. Das Ganze ist nur ein Spaziergehen mit Hindernissen. Es ist gar nicht schwer.“

Sie war dem Weinen nah. All ihre Kenntnisse der politischen Theorien, der Warenproduktionsverhältnisse und ihr statistisches Wissen — was nützte ihr das alles hier? Und sie konnte nicht länger vorgeben, daß ihr das gleichgültig war. Es war ihr nicht gleichgültig. Durchaus nicht. Leidenschaftlich gern hätte sie gut tanzen können.

„Lassen Sie sich nur gehen. Ich werde Sie schon gut führen.“ Er preßte sie ganz nah an sich, so daß sie keinen falschen Schritt tun konnte. Das Orchester spielte einen langsamen Foxtrot, der außerordentlich zu ihrem lässigen russischen Tanzrhythmus paßte. Angenehm erregt durch den Reiz der Neuheit, durch diese Flucht in eine neue Welt, durch das Geglitzter und frohe Gelächter rings um sie, durch Douglas Hardings Nähe und durch seine bewundernd auf ihr Gesicht gerichteten Augen, tanzte sie, freute sich und vergaß das Leid weit in der Welt dort draußen. So wenig sie Koketterie kannte, ebenso fremd war ihr Prüderie, und warm preßte sich ihr Körper gegen den seinen. Karl Marx, Lenin und die Schurkereien der Konterrevolutionäre existierten nicht. Nur Douglas Harding, das Orchester und der Cinzano brutto waren vorhanden.

Sie ging wie eine Schauspielerin — was bei den meisten Russinnen der Fall ist —, und ihre sonst blassen Wangen waren durch die Aufregung lebhaft gerötet. Douglas Harding, der vor einem Monat mit allem einverstanden gewesen wäre, was ein Geistlicher oder ein Mitglied des Carlton-Clubs über die Bolshewiken gesagt hätte, war unsinnig in sie verliebt.

Fortsetzung auf Seite 112



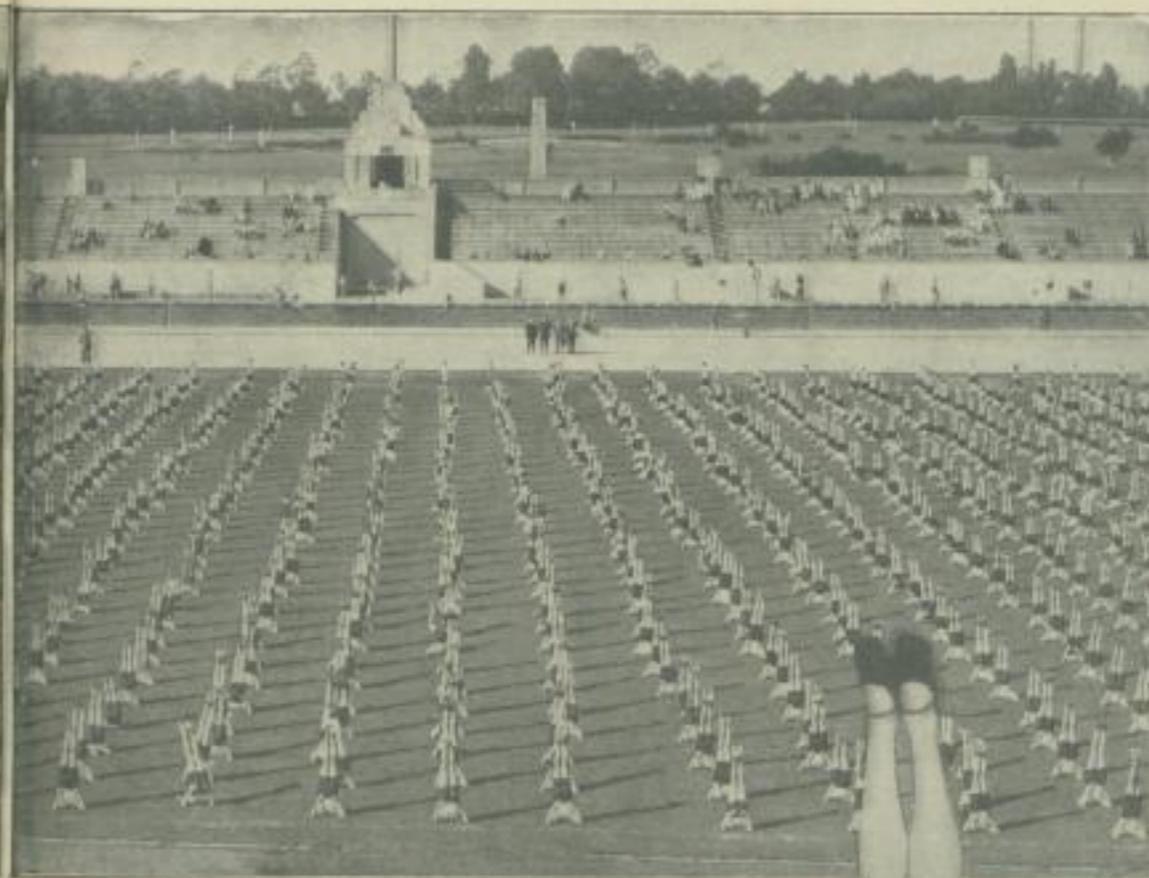
Massenturnen der Sportstudentinnen

Der Sport

Ein neuer Beruf.

Rot brauchen sie wirklich nicht aufzulegen, die Sportstudentinnen im Berliner Grunewald, die Schülerinnen der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Die Sonne hat sie braun gebrannt und Kopf, Rumpf und Gliedern jenen eigentümlichen Glanz verliehen,

der durch die kräftige körperliche Übung in Wind und Sonne entsteht und durch nichts anderes zu ersetzen ist. Er sticht ab von dem Rostbraun aller derer, die sich nur in der Sonne braten lassen und atmet die Frische, die diesen jungen Mädchen eigen ist. Alle haben



im Berliner Stadion

Studentin

Von Dr. Carl Diem

sie etwas Gleiches, so verschieden sie im einzelnen auch sein mögen; denn es gibt unter ihnen wie überall kleine und große, blonde und schwarze, schlanke und etwas — weniger schlanke. Will man das ihnen Gemeinsame finden, so ist es ein ihnen allen gleicher Ausdruck



Phot. Scharrer
Die Kerze,
eine bekannte Turnübung, die zur Kräftigung
des Gesichts und der Wirbelsäule dient.



Die Sportstudentin bei der Morgenarbeit

im Körper und in der Bewegung. Dieser entsteht aus den belebten Muskeln. Erfährt die Körpermuskulatur allseitige Ausbildung, kräftige Spannung wie völlige Entspannung, dann wellt sich die Oberfläche mit dem Eigenleben der Muskelfäserchen zu eigentümlicher Bewegung. Der Sportlehrer vermag ja jedem Muskel schon von weitem anzusehen, ob er geübt und richtig geübt ist. Ungeübte Muskeln haben, auch wenn sie an sich stark und füllig sind, etwas Totes. Dann aber steigert sich diese Gleichartigkeit des Anblicks noch durch die Einheit der Bewegungen. Diese Einheit entsteht von selbst, wenn der Rumpf, von dem alle Bewegungen ausgehen, gleich geschmeidig ist, wenn die Wirbelsäule ihre volle Beweglichkeit hat, die Atmungstätigkeit in einem frei spielenden Brustkorb ungehemmt ist, alle Gelenke ohne Widerstand ihren natürlichen Ausschlag zeigen und die Muskeln, gleich kräftig in der Anspannung wie



Die Sportstudentin kennt keine Damenmode, sie hat nur drei Arten von Kleidern: den Sport-Anzug, den Ausgeh-Anzug und den Trainings-Anzug



Übungen im Speerwerfen



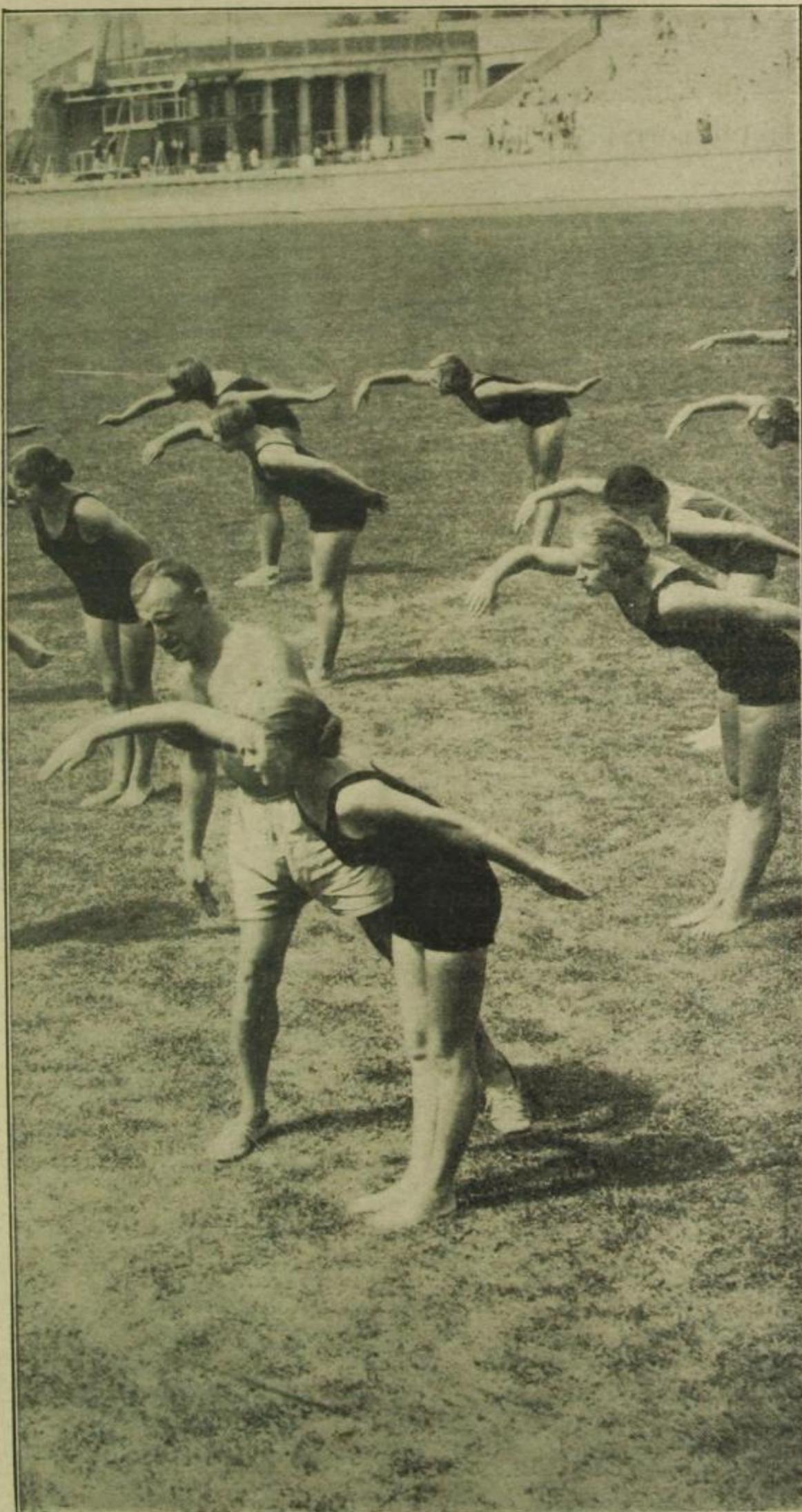
Die Sekunde vor dem Start



Der Medizinball,
der zum Muskeltraining benutzt wird

locker in der Ruhe, die Bewegungen geschmeidig führen. Wer weiß denn, wie ausdrucksvoll und doch kräftig eine Mädchenhand, wie sprechend ein durchgebildeter ungeknebelter Mädchenfuß sein kann! Ganz anders bewegt sich solch ein geübter, seiner selbst bewußter Körper, und die Augen blitzen aus goldbraunen Gesichtern! Gesundheit, Kraft, Schönheit, Lebensmut und Lebensfrische spricht aus dieser Schar von 120 jungen Mädchen, die heute im Deutschen Sportforum in dreijährigem Lehrgang ihre Ausbildung erfahren. Sie müssen Universitätsreife haben, doch macht die Deutsche Hochschule für Leibesübungen in weitem Maße einen Versuch mit Lyzealschülerinnen, die nach Vollendung des siebzehnten Lebensjahres zu einem Jahre Vorstudium zugelassen und bei Erfolg gleich den Abiturientinnen eingereiht werden. Das Studium ist hart und unterscheidet sich deutlich vom Leben der höheren Töchter. Um 7 Uhr früh beginnt im Sommer regelmäßig und im Winter an mehreren Tagen der Unterricht; das bedeutet für die in der Stadt Wohnenden um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr aufstehen. Damit regelt sich vieles von selbst, was den Eltern anderer Töchter Kopfschmerzen macht. Das Tagewerk besteht

in etwa 3 bis 4 Stunden praktischer und 5 Stunden wissenschaftlicher Ausbildung. Der Aufbau des Studiums ist dem Hochschul - Charakter gemäß freigestellt. Damit wird die Studierende zu Wahl und Kritik gezwungen. Sie muß sich stets Rechenschaft darüber geben, ob die selbst zusammengestellte Ausbildung sie fördert. Die Wahl ist groß und als Anhalt gilt, daß jede Studierende auf allen Gebieten der Leibesübungen mindestens ein Semester lang praktisch tätig gewesen sein muß, für die Hauptgebiete, wie Gymnastik, Leichtathletik, Schwimmen, Turnen, Spiele bestehen dann hohe Prüfungsanforderungen, die von selbst eine regelmäßige Pflege verlangen. Schließlich muß jede Studentin sich ein Hauptgebiet, das sogenannte Sonderfach, aussuchen und es hierzu beträchtlichem Können bringen. Verbindlich ist lediglich für alle im ersten Jahr die Teilnahme an der Ausgleichsgymnastik, in der vorhandene oder erworbene Fehler im Körperbau oder Körpergebrauch beseitigt werden, und ferner



Aufnahmen Riebicke

Trockenschwimmen:
Vorstudie zum Crawl

die Teilnahme an den Lehrgängen im späteren Semester. So baut sich eine jede einen ihrer Persönlichkeit gemäßen Studienplan auf.

In den Frühstunden sieht man sie gruppenweise in der Gymnastik beschäftigt. Manchem körperlich geübten Manne würde es angst und bange, wenn er da mitmachen sollte, und wer etwa geglaubt hat, daß der Unterricht, der draußen nahezu ausschließlich von weiblichen Lehrerinnen unter Aufsicht einer Aerztin erteilt wird, etwa eine gemäßigte, mehr ätherische Form annehmen würde, muß seinen Irrtum eingestehen. Dieser überquellenden Jugendkraft wohnt Freude an der Anstrengung inne. Muskelschmerzen, Bänderschmerzen und kleine Verletzungen werden völlig mißachtet, und für gutgemeinte Vorsichtsratschläge haben sie gar nichts übrig. Mit der zweiten Unterrichtsstunde beginnt dann der Wechsel in allen möglichen Sports. Die einen treiben Leichtathletik, die anderen Handball oder Hockey, eine Gruppe setzt sich aufs Rad und fährt in das in der Nähe gelegene Bootshaus, um hier zu rudern, und zwar rudern unsere Studentinnen alle der Reihe nach im Renn-Einer, nicht etwa um ihre Wettkampflust anzustacheln, sondern weil dies das feinste Rudergerät ist, in dem man allein die wahre Ruderkunst erlernen kann. Ihre Rudertechnik feilt sich aus, ihre allseitig geübte Rumpfmuskulatur gibt einen straffen Schlag, so daß sich auch männliche Ruderer ihnen gegenüber strecken müssen.

Die Hochschule trennt im praktischen Unterricht die Geschlechter. Den wissenschaftlichen Unterricht genießen männliche und weibliche Studierende gemeinschaftlich, gesellige Veranstaltungen, gemeinsame Kunstübungen führen die Geschlechter zusammen.

Mit der persönlichen Ausbildung ist immer nur die erste Stufe für den Beruf erreicht, dem sich die Studentinnen der Hochschule verschrieben haben. Hohes Eigenkönnen ist unersetzliche Vorbedingung, die Lebensleistung einer Sport-

lehrerin entscheidet sich aber mit ihrer Lehrfähigkeit. Sie sollen in Lehrhaftigkeit hineinwachsen, in eine gute Mischung von Gewähren-lassen und Leiten-können, wie es für die Lehrer der Leibesübungen besonders wichtig ist.

In diese Autorität wachsen sie hinein. Sie entsteht aus ihrer überlegenen sicheren Körperlichkeit, dann aber auch aus ihrer Bildung, aus dem Gleichgewicht aller Bildungsgüter in ihnen. Sie müssen in ihrem Studium tüchtig Anatomie und Physiologie lernen, sie kennen die Grundbegriffe der Philosophie, sie studieren Pädagogik und Psychologie, sie lernen die Geschichte der Leibesübungen und sogar die Verwaltungslehre, die Kunde vom Staatsgetriebe und von der Vereinsverwaltung, auch wenn ihnen das letztere manchmal etwas schwer fällt.

Auch für das Hausfräuliche ist gesorgt. In ihrem neuerbauten wunderschönen Wohnhause, dem „Annaheim“, genannt nach der Gattin des Oberbürgermeisters Böß, versorgen sie sich selbst, nähen sich ihre Tracht, kochen sich ihr Essen und führen sich ihren Haushalt.

So wächst die weibliche Sportlehrerschaft heran. Wir brauchen sie; denn Frauen sollen auf dem Gebiete der Leibesübungen nur von Frauen unterrichtet werden. Heute ist es ja so, daß noch in nahezu allen Vereinen und vielen Mädchenschulen der Turnunterricht von Männern gegeben wird, daß die meisten deutschen Universitäten überhaupt noch keine Sportlehrerin besitzen, und daß die bisherige Turnlehrerinnenausbildung nicht genügt. Mit dieser neuen Schar von Turn- und Sportlehrerinnen wird dann auch neues Verständnis für vollkommene Körpererziehung und damit neues Lebensglück geschaffen werden. Auch dann, wenn die eine oder andere Sportstudentin nicht in ihren Beruf gelangt, sondern — heiratet. Nur, daß sie vielleicht nicht jeden Mann nehmen werden. Wer ihnen einen Antrag macht, muß gewärtigt sein, daß sich die Lippe etwas schürzt und die Ablehnung ertönt: . . . „Sie sind ja nicht durchtrainiert!“

A u f d e r H u n d e - A u s s t e l l u n g



Phot. Beck & Macgregor

Schnauzel und seine schöne Herrin



Aprilscherze des „Uhu“ aus der vorigen Nummer;
Schlafe dich lang und schlank — nach der Methode des amerikanischen Professors Flaxlander.

Wenn man auf unsere April

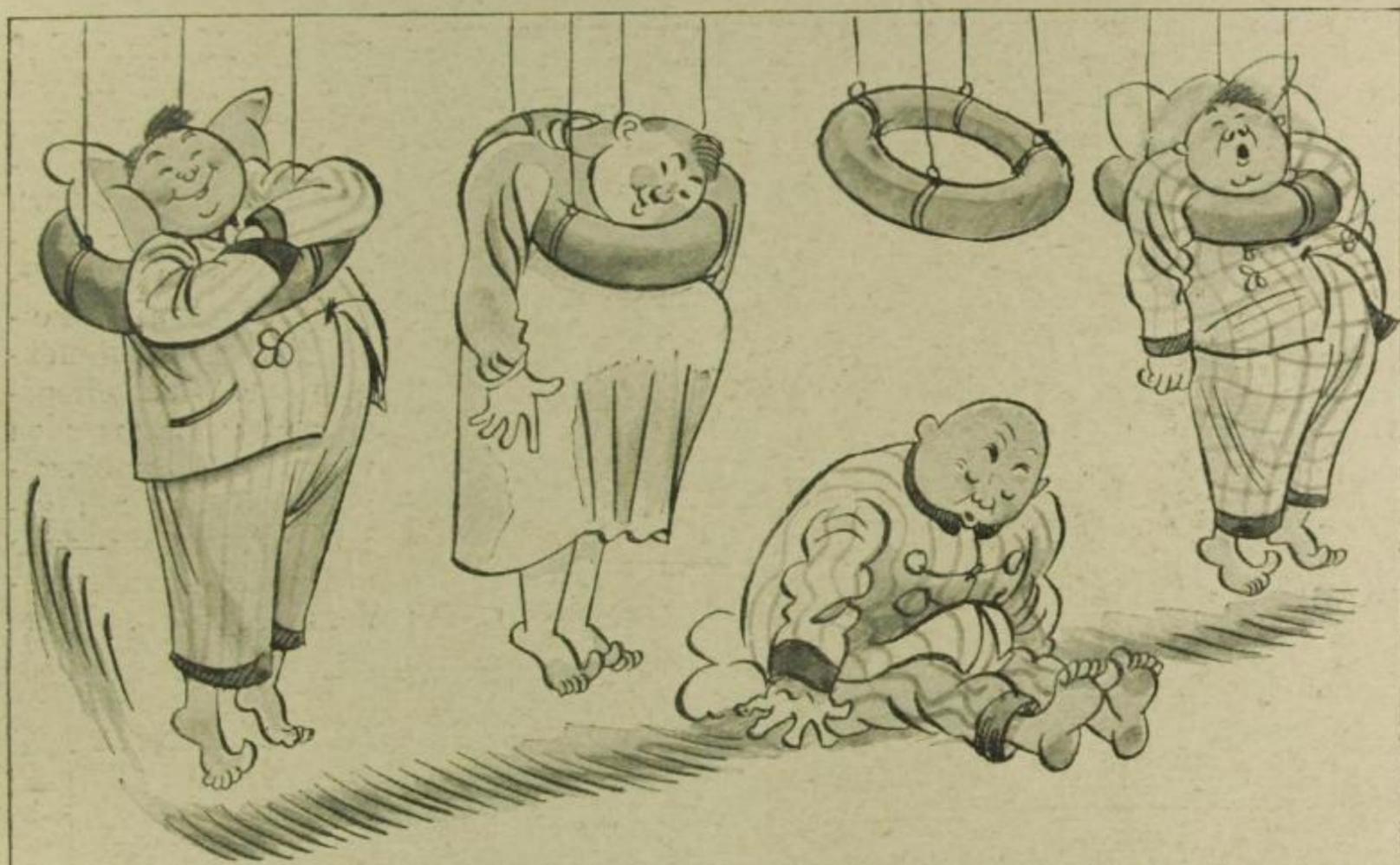
Zeichnungen



Mit dem Hüftformer hat der „Uhu“ eine
Erfindung gemacht, die gar nicht so übel
wäre, wenn . . .



. . . die Anwendung nicht so übertriebene Folgen
hätte.



Eine unruhige Nacht bei Kommerzienrats,
die nach dem Rezept von Professor Flaxlander zu schlafen versuchten.

scherze hereingefallen wäre...

von Barlog

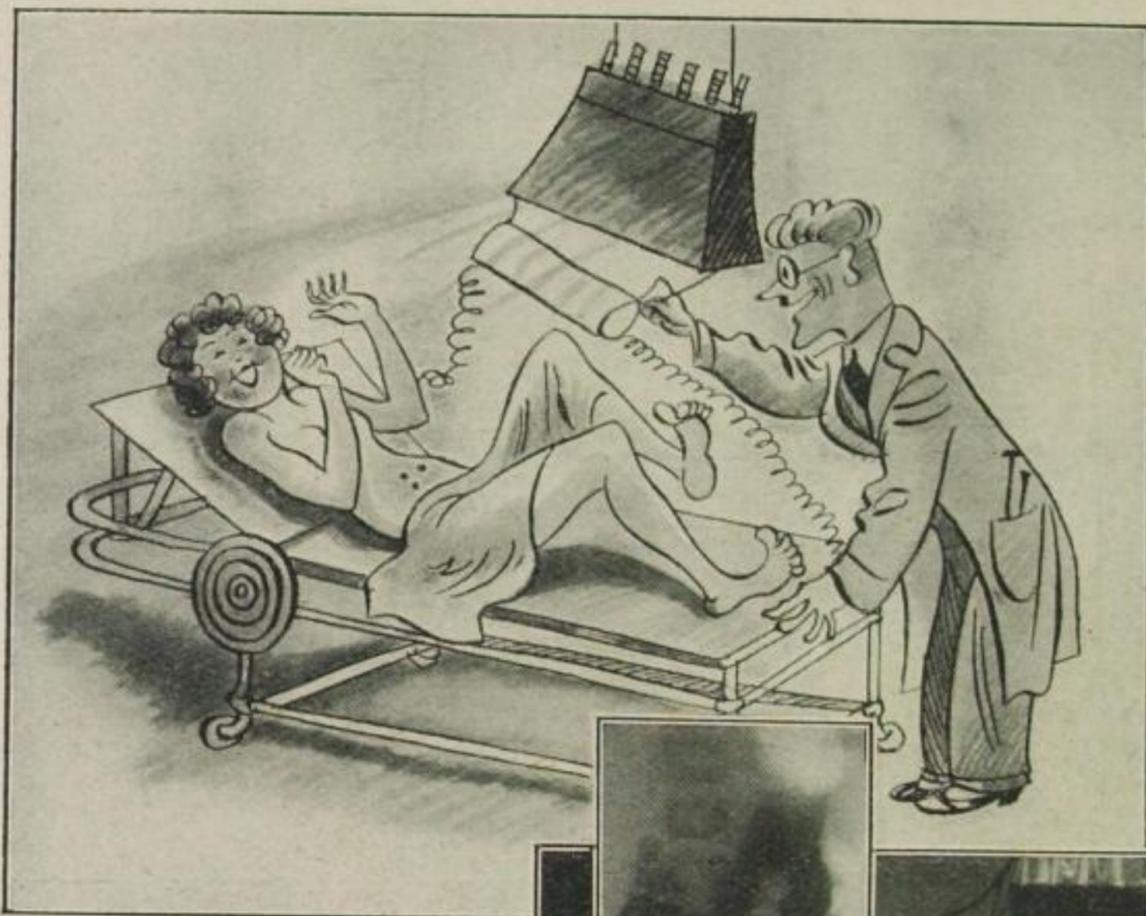


Bedenken unseres Mitarbeiters Barlog
gegen die Wadenmanschette.



Die Wadenmanschette, die uns be-
sonders viele Anfragen nach der
Adresse des Erfinders einbrachte.

Kein Aprilscherz ist so unwahr-
scheinlich, daß er nicht eines
Tages Wahrheit werden könnte, und
vielleicht arbeitet schon im geheimen
irgendwo ein Kosmetiker an den

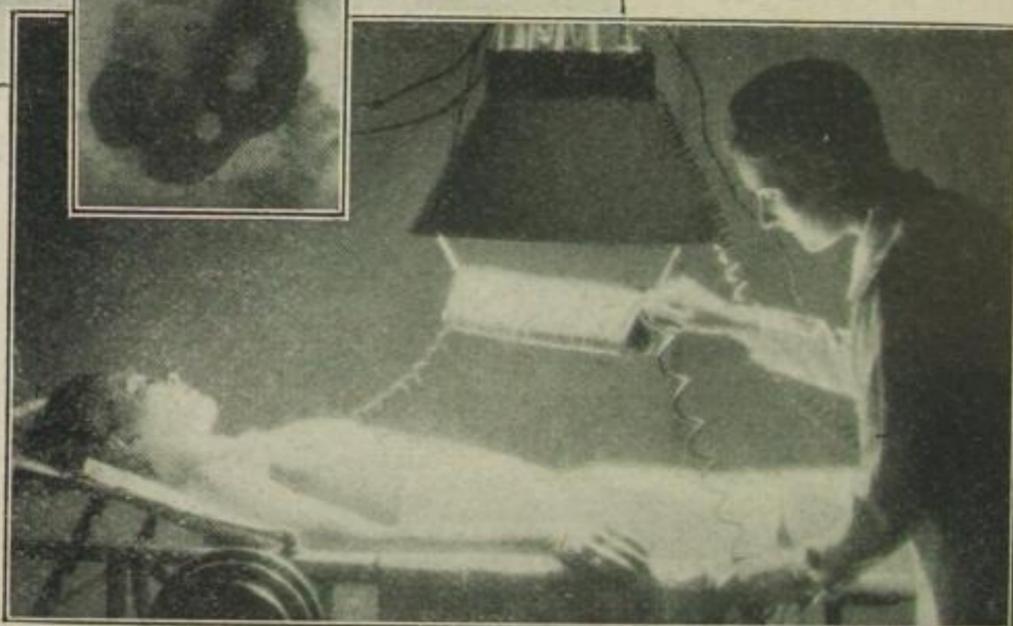


uns eingelaufen, so daß wir leider auf diesem Wege erklären müssen, daß Professor Flaxlander nicht existiert. Sobald aber der Hängeschlaf, der Hüftformer, die Wadenmanschette, die Binnenmassage Wahrheit geworden sind, werden wir gern jeden einzelnen Anfrager mit genauer Adressenangabe des glücklichen Erfinders bedenken.

*

„Herr Doktor, es kitzelt so...“
Nachteile der im Aprilheft empfohlenen Binnen-Massage.

Apparaten, die sich der „Uhu“ zum Spaß seiner Leser ausgedacht hatte. 468 Anfragen nach der Adresse des Erfinders, Dr. Flaxlander, sind bei

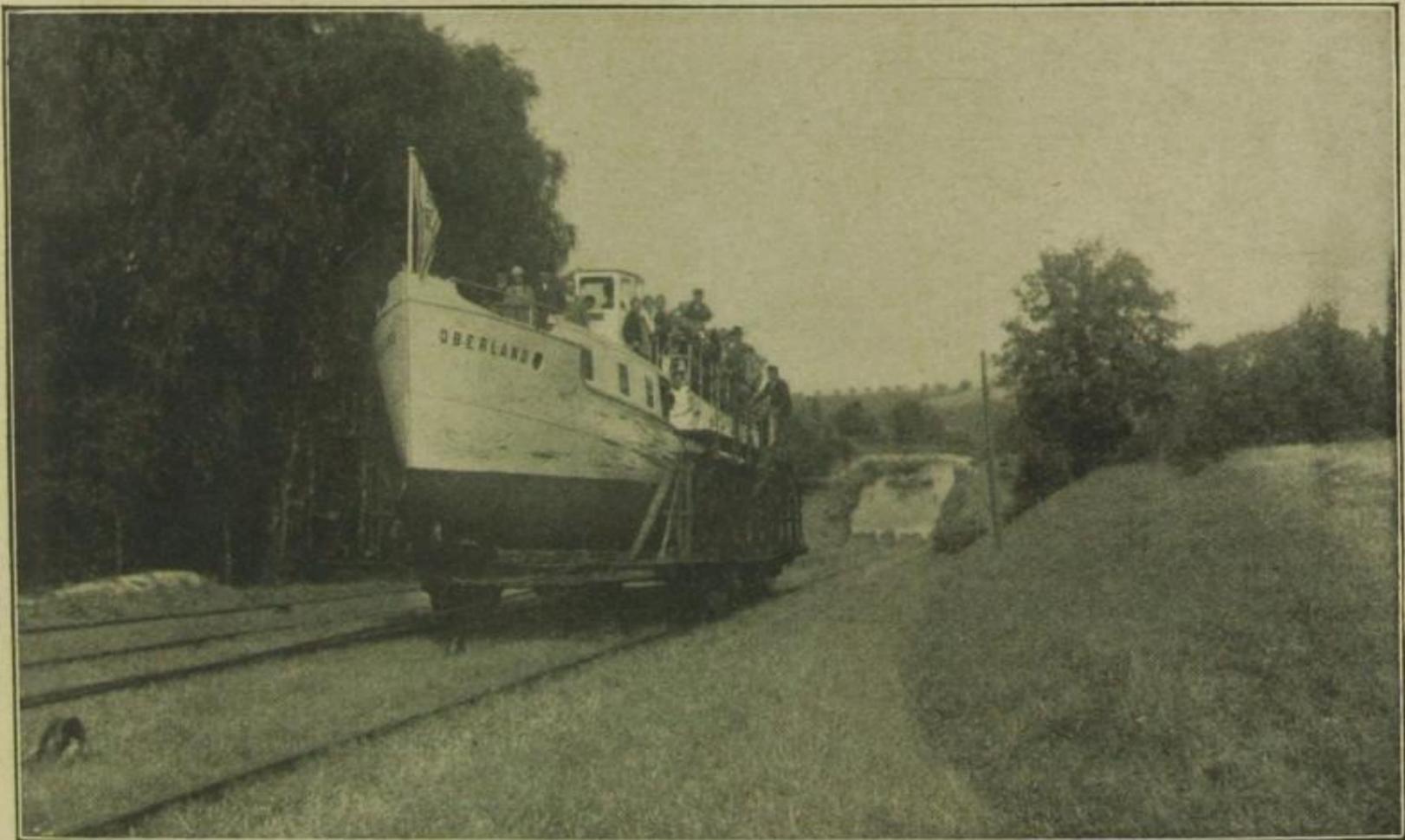


Zusammenbruch des berühmten Prilawskaja-Balletts.





Der Blue Boy — ein Mädchen,
ein Aprilscherz, der in Kunstkreisen vielfach Glauben fand.



Wirklich kein Aprilscherz!
Die „Oberland“ fährt tatsächlich über Land.



Phot. Schlochauer

Große Männer lieben kleine Frauen:
Der Stelzentänzer Stickney und seine Braut Miss Lilian Aylin, eine Revue-Tänzerin

70



Phot. Fiedler

Der Meisterjongleur Rastelli mit seiner Gattin



Die Schauspielerin Anni Ondra

Phot. Südfilm



Die erste heiße Sonnenstunde

Phot. Moholy-Nagy

F r a n z ö s i s c h e



Die Pariser Schauspielerin Mademoiselle Vaviesse

Phot. Drathier

F r a u e n



Phot. Manuel Frères

Die französische Dichterin Comtesse de Noailles,
deren Salon in Paris der Treffpunkt der jungen modernen Schriftstellerwelt Frankreichs ist



Lied der Jungen
Zeichnung von O. Linnekogel
(Zu dem Gedicht von Bruno Frank)

Lied der Jungen

Von

Bruno Frank

Nein, in solcher Nacht zu schlafen
Würden wir uns nicht verzeihn,
Schlaft ihr Alten, schlaft ihr Braven,
Wir sind jung und sind zu zwein!

Gab ein Gott uns Frühlingslüfte
Und den schönen vollen Mond,
Brunnenfall und Heckendüfte,
Sei er auch mit Dank belohnt.

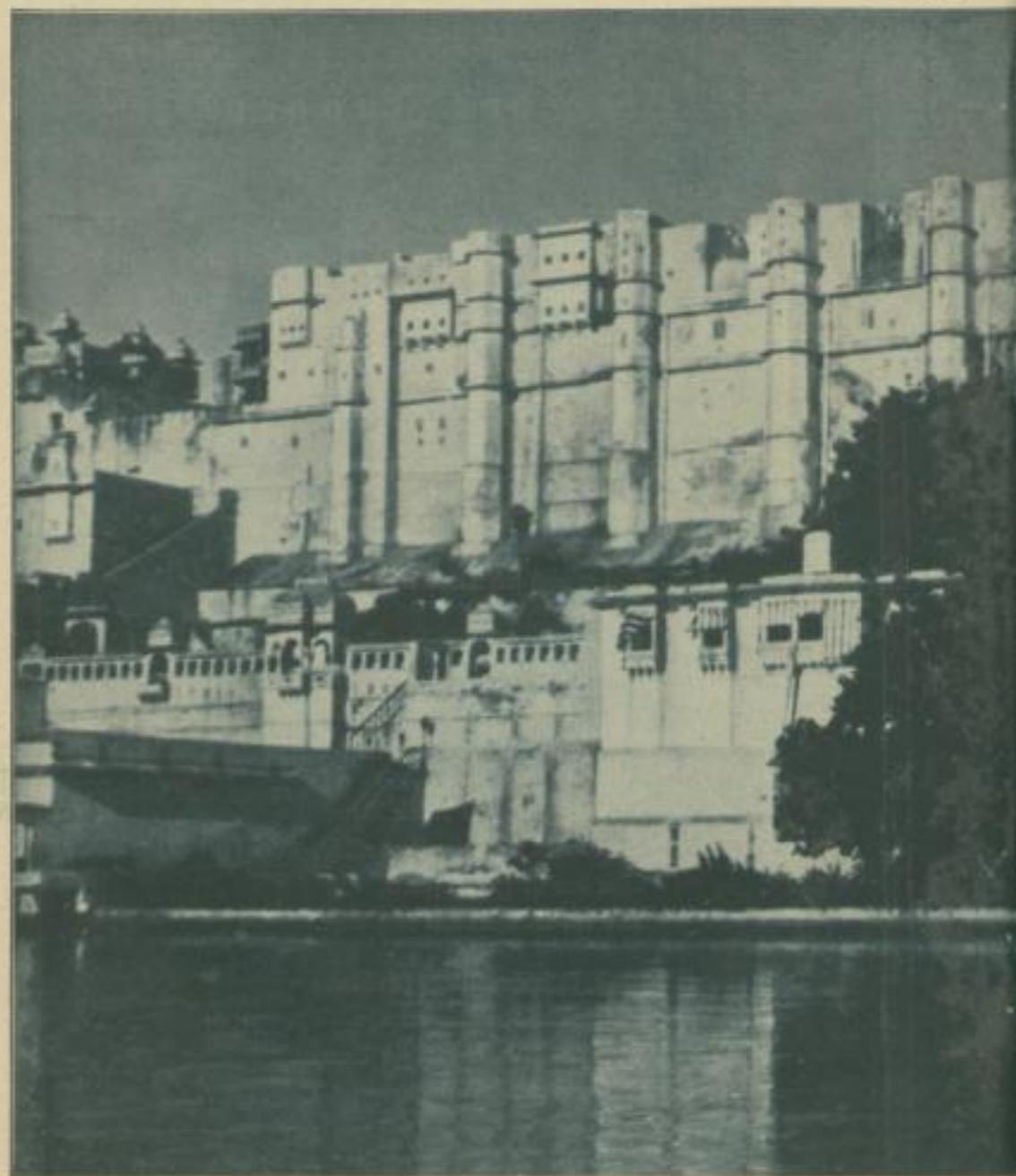
Schlägt denn keinem das Gewissen,
Wenn er solche Pracht versäumt
Und dafür im heißen Rissen
Dumpf von seinem Tagwerk träumt?

Einst vielleicht wie unsere Väter
Schnarchen wir beim Zauberlicht,
Aber das ist später, später,
Und das kummert uns noch nicht.

Nein, in solcher Nacht zu schlafen
Würden wir uns nie verzeihn.
Ruht nur Alle, träumt ihr Braven,
Laßt uns nur allein!

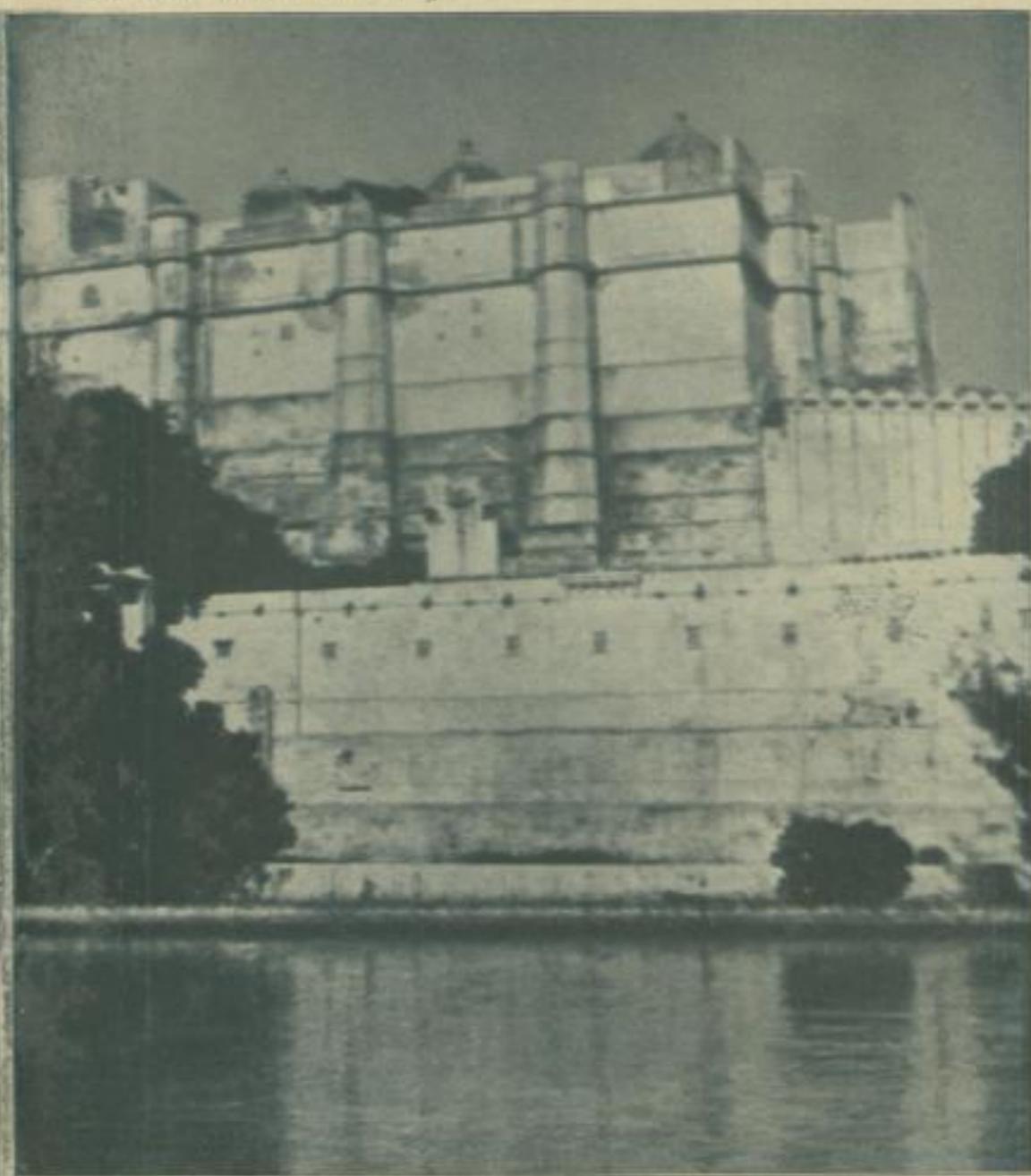
D a s

T r a u m s c h l o ß



Palast des Maharadschas

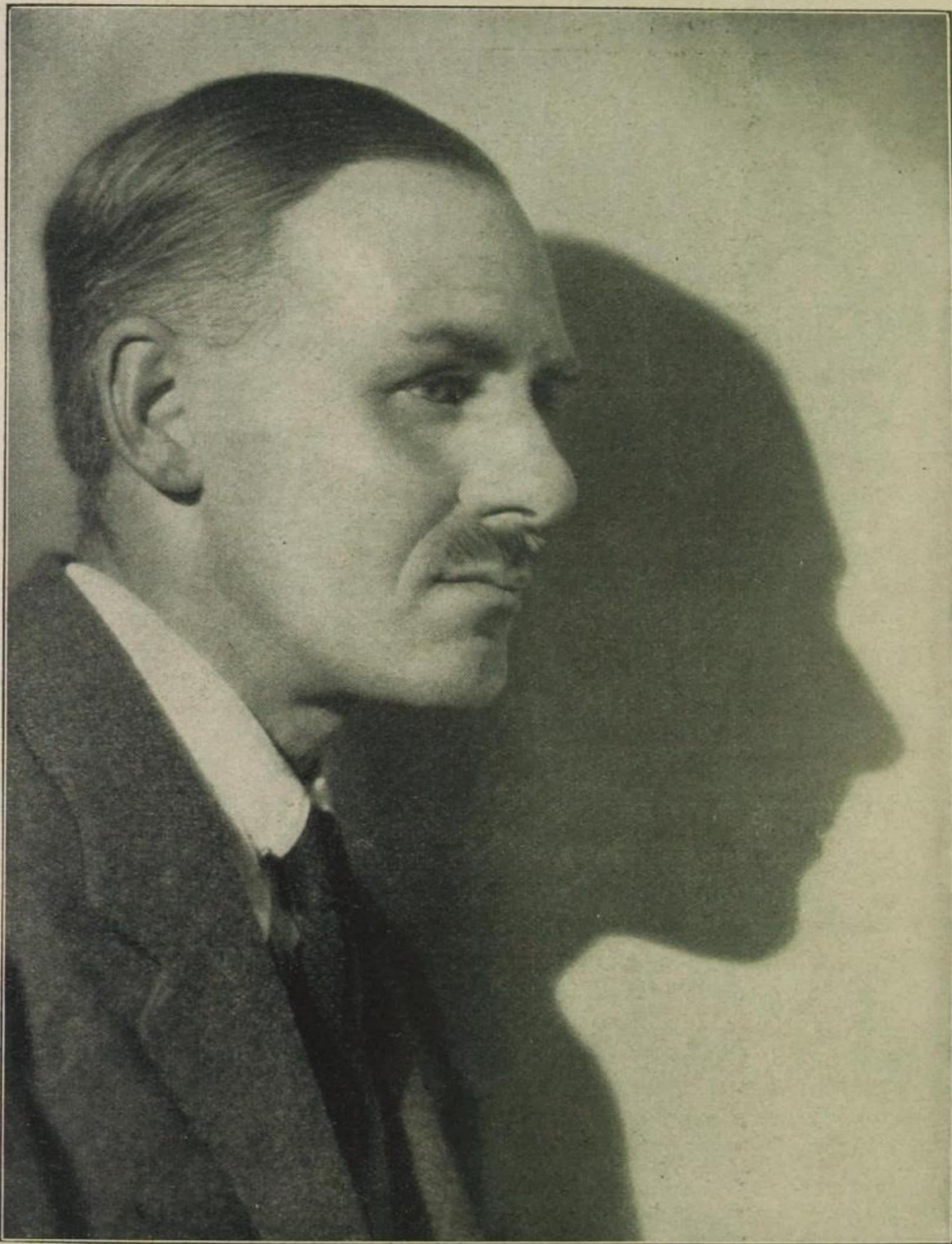
78



von Udeipur (Indien)

Phot. A. Benz

79



Phot. Hey Wrighton

Unser Mitarbeiter H. M. Bateman,
der berühmte englische Zeichnerhumorist



Wie der reisende Engländer die Welt sieht:
Der Willkommenschrei des Kontinents

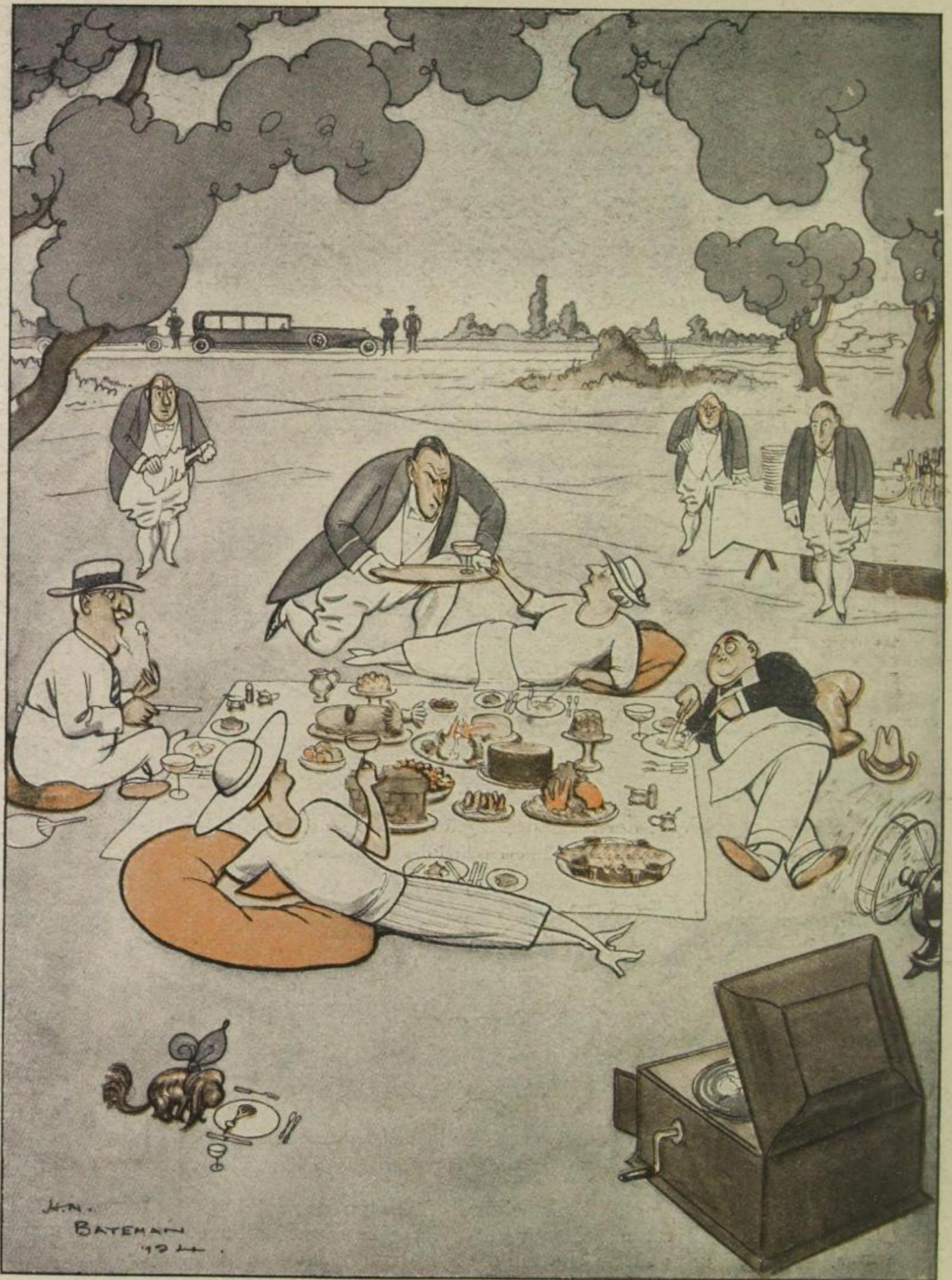
Neues

von

H. M. Bateman

Bateman gilt in England als einer der repräsentativsten Zeichner des Landes. Die Leser des „Uhu“ hatten oft genug Gelegenheit, sich über einen neuen „Bateman“ zu freuen. Soeben erscheint ein neues Album, das eine Reihe von

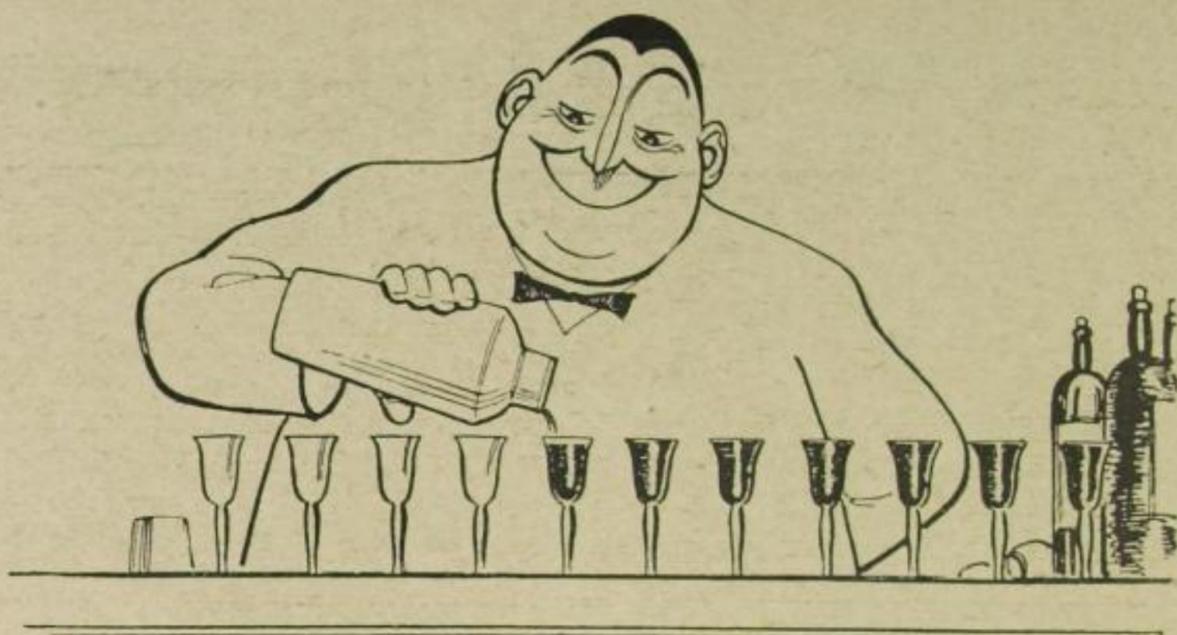
Arbeiten der letzten Zeit vereinigt. Es ist eine Fundgrube englischen Humors. Bateman ist ein typischer Engländer. Seine Lieblingsbeschäftigung ist Forellen angeln und Blumen züchten. Eine Passion für Golf ist selbstverständlich.



Ein Picknick



Noch ein Picknick



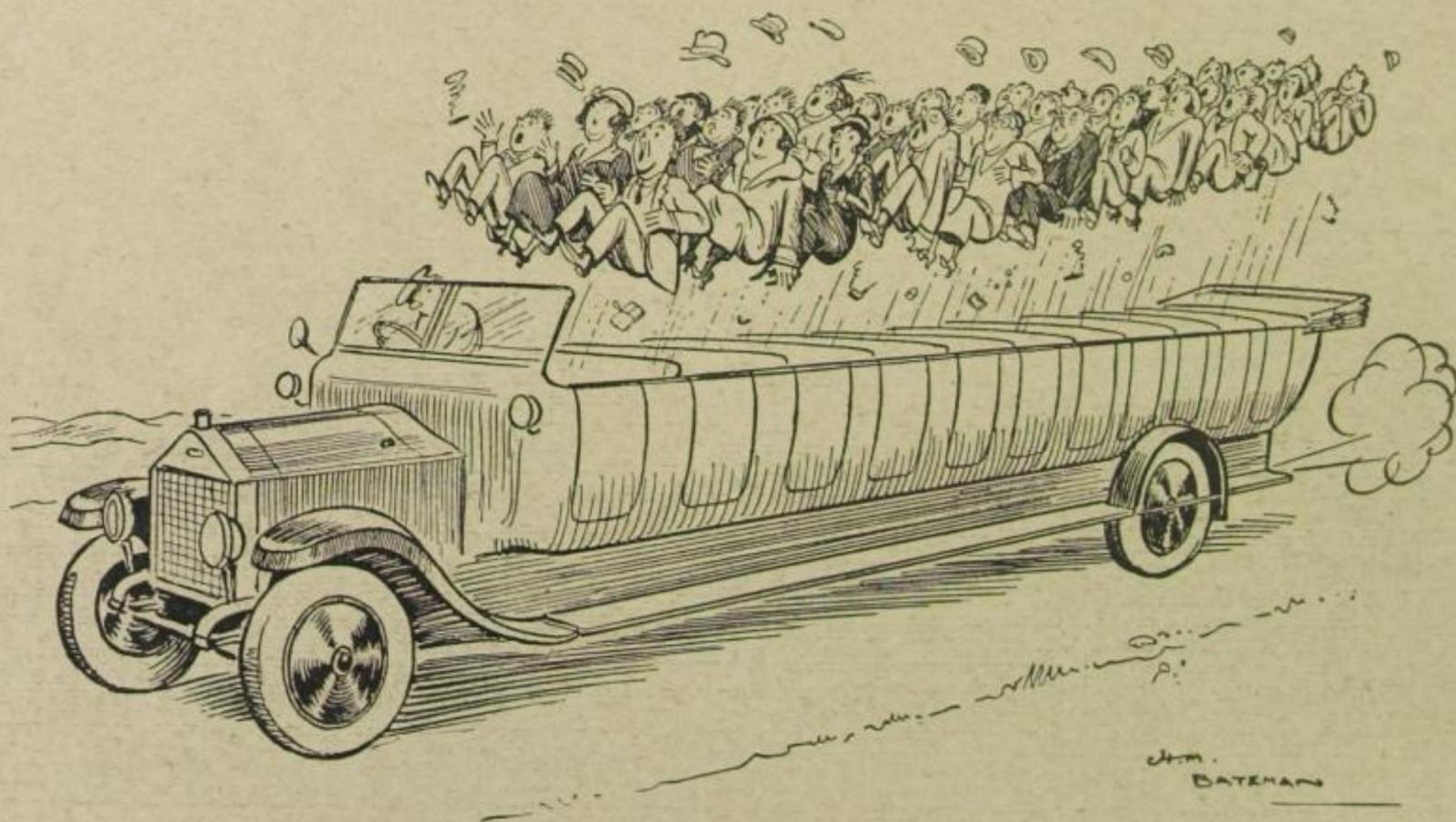
J.M. BATEMAN

Der Pedant

Er wohnt in einem Haus, das so hübsch und so englisch ist, wie tausend andere dieser Art. Aber das ist ja das Geheimnis des englischen Menschen, so normal und durchschnittlich zu tun wie möglich, damit hinter dieser unerschütterlichen englischen Fassade die köstlichsten Absonderlichkeiten gedeihen können. Wer England und Engländer kennenlernt, wird immer wieder überrascht sein, wenn er hinter den trockensten und uninter-

essantesten Menschen plötzlich eine außergewöhnliche Persönlichkeit entdeckt.

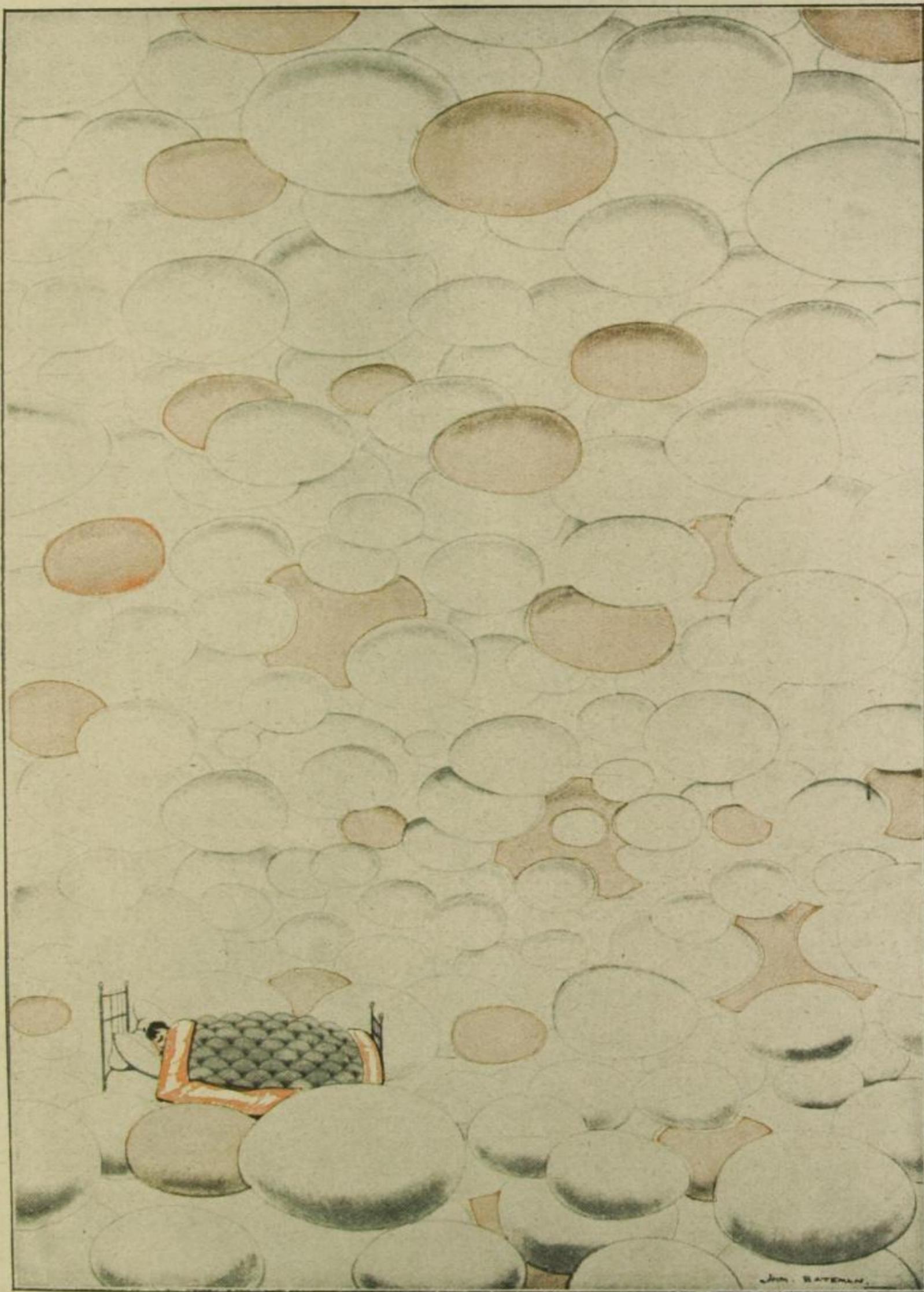
Wenn man glaubt, einem kleinen Kommiss die Hand zu schütteln, ist man nie sicher, daß es nicht der Gouverneur eines englischen Reichs ist. Und so ist man auch nie sicher, wenn man eine Zeichnung von Bateman sieht, ob nicht hinter diesen skurrilen Federstrichen eine wirkliche Philosophie des Lebens steckt.



J.M. BATEMAN

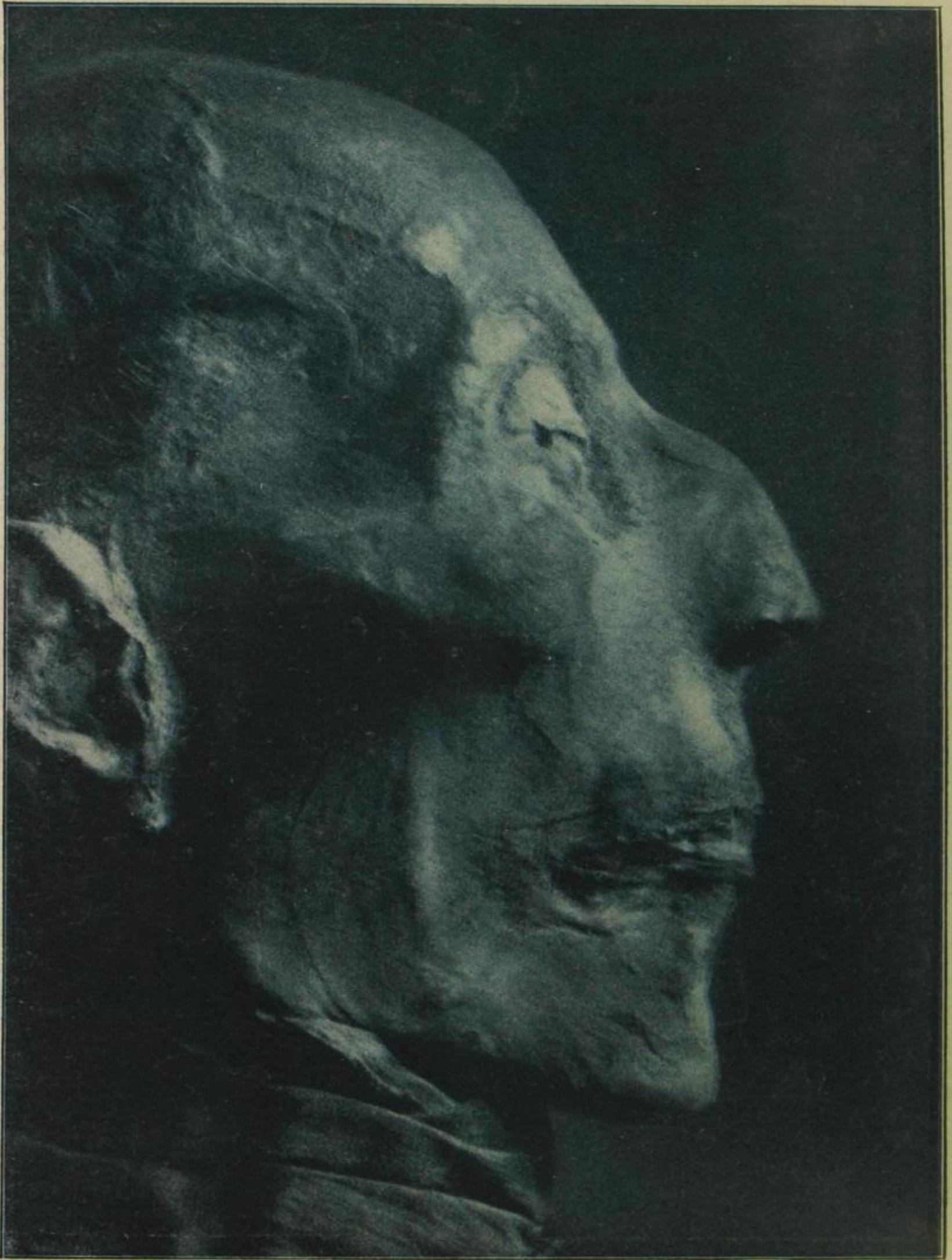
Die scharfe Kurve

(Mit Erlaubnis der Zeitschrift „Punch“)



Der Traum eines Geflügelzüchters
(Aus „Punch“)

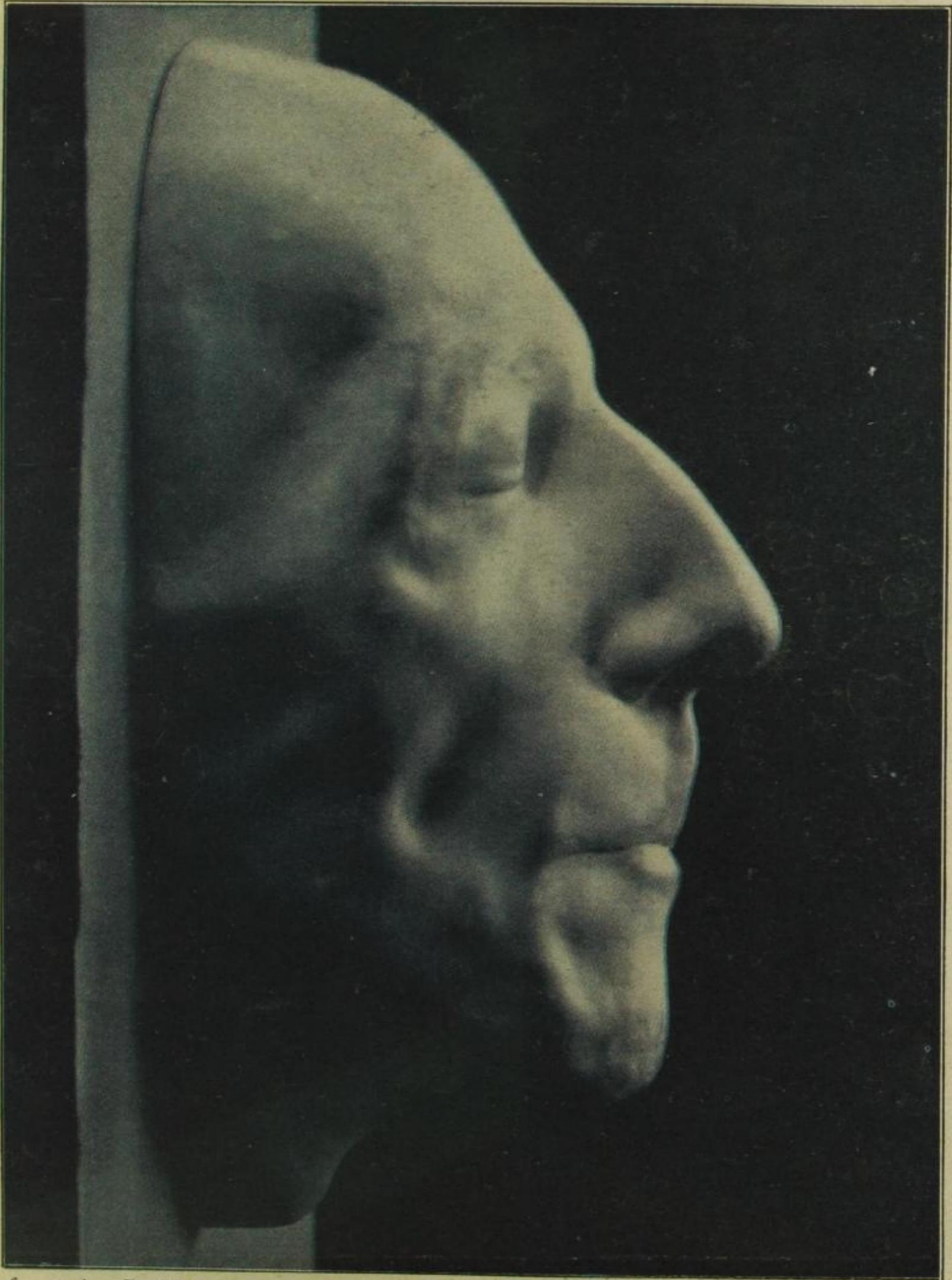
Seltsame Ähnlichkeit



Der Kopf der Mumie Ramses II.

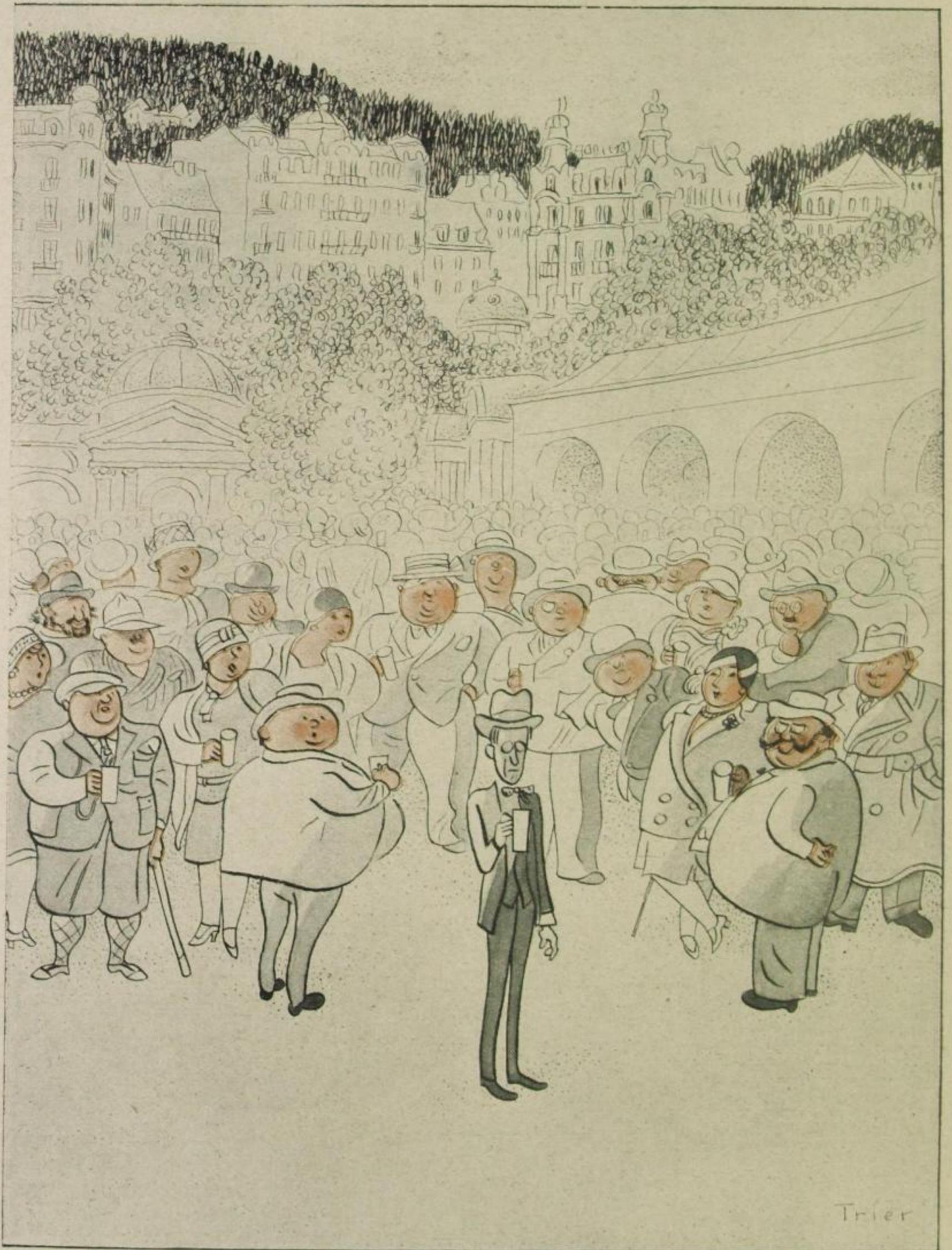
Der Beruf

über Jahrtausende hinweg



formt das Gesicht:

Totenmaske Friedrichs des Großen



Der Mann, der nach Marienbad fuhr, weil seiner Tante die Kur so gut bekommen war
Zeichnung von Walter Trier

Der mühsige Mann



im
mühsigen
BAD

Von Dr. Josef Löbel

Da Sie den ganzen Winter über das Reißen hatten, wollen Sie jetzt endlich ernsthaft etwas dagegen tun; „alles neu macht der Mai“ — warum nicht auch Ihre Knochen? Sie werden also ins Bad fahren, und die Frage ist nur: in welches?

Zum Glück hat Ihr Bürokollege eine Tante, deren Schwägerin im vorigen Sommer all ihr Weh und Ach so tausendfach in einem Kurort losgeworden ist. Sie brauchen es ihr bloß nachzumachen. Zwar litt die gute Frau an gichtischen Veränderungen, gegen die jenes Schlammbad vorzüglich ist, während Ihr Leiden mehr rheumatischer Natur ist, so daß Schwefelwasser vermutlich wirksamer wären; zwar verdankte die Tantenschwägerin ihren Zustand einem üppigen Faulenzerdasein, bei dem der Aufenthalt im Gebirgsorte mit seinen steilen Wegen schon an sich ein Heilmittel bedeutet, und Sie selbst haben Ihr Reißen gerade davon, daß Sie den

ganzen Winter bei jeder Witterung immer unterwegs sein mußten.

Was meinen Sie zu der Idee, jemanden um Rat zu fragen, der das Bad kennt und den Menschen? Der die Wirkungen der Quellen beurteilen kann und auch die Wirkungen, deren gerade Ihr Organismus bedarf? Bedenken Sie: wenn Ihre Uhr nicht mehr gut geht, so wenden Sie sich ja auch nicht an die Schwägerin der Tante Ihres Bürokollegen, sondern an den Uhrmacher, warum sollen Sie sich, wenn an Ihrem Körper etwas kaputt zu sein scheint, nicht auch an den Fachmann wenden, den Arzt?

Der schickt Sie dann in das für Sie geeignete Bad, den rechten Mann in den rechten Kurort, und es ist dann nur noch nötig, daß Sie im richtigen Kurbad auch die richtige Badekur gebrauchen.

Denn was nützt Ihnen der schönste Ort, wenn Sie dort ausgerechnet in der einzigen Pension absteigen, die feuchte Zimmer hat, oder gerade in jenem Hotel

gleich für die ganze Kurzeit mieten, in dem 22 Stunden am Tage eine Jazzkapelle als Schlagwerk Ihre Nerven benutzt? Sie werden trachten, dieser Hölle so schnell als möglich zu entrinnen. Auf welche Weise? Indem Sie statt 20 Bäder in 30 Tagen 30 Bäder in 20 Tagen nehmen, und statt drei Becher täglich deren zehn. Der Erfolg der Trinkkur wird dann ein — „durchschlagender“ sein, der Erfolg der Badekur ein niederschlagender. Ganz anders geht es Ihrem Reisegefährten, der einen Badearzt konsultiert hat, sich von ihm in der Wahl seiner Wohnung, seiner Diät, seiner Ruhe und Bewegung und vor allem im Gebrauche der Quellen hat beraten lassen.

Jetzt wissen Sie plötzlich, warum Sie die ganze Zeit ein dumpfes Mißtrauen nicht losgeworden sind: darauf läuft es hinaus! Man soll zum Kurarzt gehen! Was soll denn der verordnen? Was gibt es da überhaupt viel zu „verordnen“? Ein Blick in die Prospekte zeigt es ja zur Genüge: alle Bäder sind gegen alle Krankheiten, eines schickt sich für alles und für alle.

Für alles, ja; aber nicht für alle. Gewiß, jedes Bad ist gut für jede Krankheit, aber nicht für jeden — Kranken.

Denn was da heilt, ist gar nicht das Bad und nicht der Brunnen, sondern der Arzt, der in jedem von uns selber drinnen steckt. Die Quelle holt ihn bloß heraus, zieht an seiner Nachtglocke. Dieser Arzt in uns schläft nämlich gern, und namentlich bei chronischen Krankheiten hat er sich an den krankhaften Zustand so gewöhnt, daß er sich um ihn kaum kümmert. Es gilt, ihn aufzurütteln, und eben diese Aufrüttelung besorgt die Badekur. Sie besorgt sie auf Umwegen, mitunter sogar durch List.

Beispielsweise ist schon eine gewöhnliche, kalte Dusche eine solche List. Sie täuscht gewissermaßen dem Körper vor, daß eine große Kälteoffensive eingebrochen sei; prompt mobilisiert er alle Abwehrkräfte. Kaum aber ist die Mobilmachung beendet, so hat der Kältereiz schon aufgehört und es bleibt dem blamierten, einem falschen Alarm aufgegessenen Organismus nichts anderes

übrig, als die nun einmal bereitgestellten Energien anderweitig zu verwenden: zur Erfrischung des Körpers nämlich, zu seiner Belebung. Ganz ähnlich wirkt auch das Heilbad. Es reizt den Krankheitsherd zu einer Reaktion und reizt dadurch die Natur zur Abwehr; es macht sozusagen die altgewohnte, chronische Krankheit, gegen die wir nicht mehr so auf der Hut sind, für einen Augenblick zu einer akuten. Einer solchen gegenüber sind wir gewohnt, alle unsere Reserven ins Treffen zu schicken. Nicht das einzelne Bad, wohl aber die Gesamtheit der Bäder, die Badekur, veranlaßt uns, indem sie das chronische Leiden übertreibt, zu einer übertriebenen Abwehr, und diese wird dann mit dem Gegner spielend fertig. Will man eine Katze sauber bekommen, so übergieße man sie mit einem Kübel Schmutz, sagt Shaw; sie wird sich dann solange lecken, bis sie reiner ist als zuvor. Und auch die Trinkkur mit ihren homöopathischen Dosen an wirksamen Mineralien wirkt als solch ein indirekter Reiz, der zu einer Umstimmung der Körpersäfte führt. Der „umgestimmte“ Organismus hilft sich dann schon selbst.

Beeinflusst die Badekur also nicht ein Organ, sondern das Individuum, — kann es da wundernehmen, daß sie individuell gebraucht werden muß? Gegen Blutarmut können alle Blutarmen die gleichen Eisenpräparate gleichmäßig schlucken, das Kurbad aber muß nach Temperatur, Konzentration, Dauer, Häufigkeit jedem Kurgast speziell angepaßt werden. Hier gibt es keine Konfektion; nur Maßarbeit hat einen Wert.

Denken Sie daran, wenn Sie Ihr Reißen am rechten Ort und in der rechten Weise loswerden wollen! Wie ich Sie aber kenne, werden Sie nicht daran denken. Sie werden in das Bad fahren, das der Schwägerin der Tante Ihres Bürokollegen so gut getan, werden enttäuscht zurückkommen und sich — zu spät — vornehmen, das nächste Mal klüger zu sein und in jenen Kurort zu reisen, von dem ... unlängst der Herr beim Friseur erzählt hat.



Phot. Moholy-Nagy

Mutti, wirf mir doch meinen Ball herunter . . .

Geschenke FÜR ABESSINIEN

Von
Kurt Lubinski

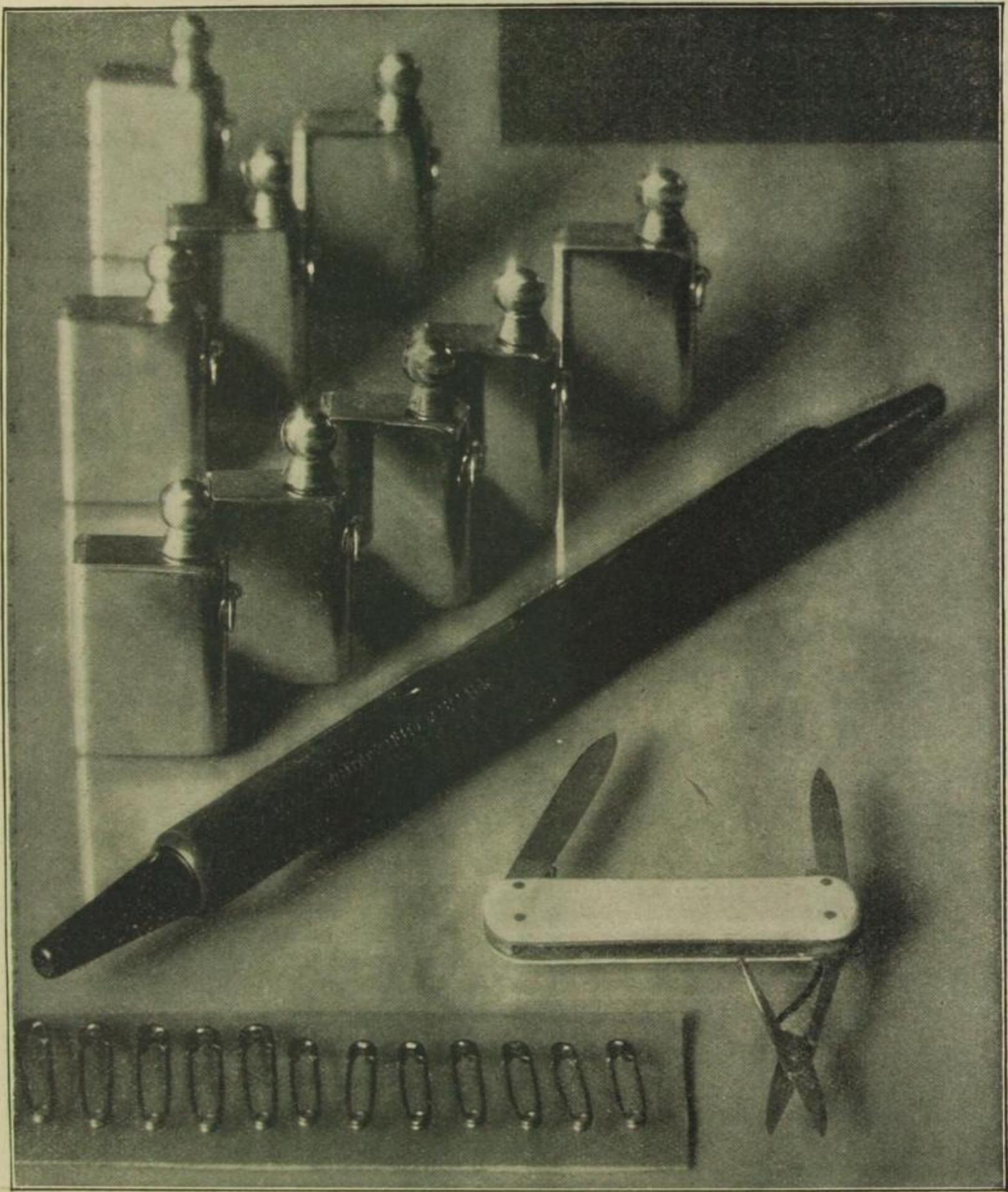
Mit Aufnahmen
des
Verfassers

Geschenke! Sie gehörten zu den wichtigsten Vorbereitungen meines Starts nach Abessinien, sie machten mir mindestens so viel zu schaffen, wie die ganze Finanzierung der kostspieligen Expedition und doppelt soviel Kopfzerbrechen. Eine Forschungsreise ist ja heutzutage ein Geschäft wie jedes andere, an dessen Ausgangspunkt in fetten Buchstaben das Wort „Kalkulation“ steht. Die Kreditbriefe und Traveller-Schecks, die als Ergebnis eines sorgfältig balancierten Soll und Haben dem Forschungsreisenden zunächst in seiner Brusttasche das Geleit geben, nehmen auf abessi-



Landung der großen Geschenkkiste für Abessinien

nischem Boden verblüffend schnell andere Gestalt an. Wir hatten auf der Karawane immer ein Maultier bei uns, das in zwei hölzernen Kisten zu beiden Seiten des Packsattels die Landeswäh-



Die Geschenke, mit denen ich mir in Abessinien viele Herzen eroberte:
Benzinfeuerzeuge, Taschenmesser mit Schere, Zweifarbenstifte und 4800 kleine Sicherheitsnadeln

rung: dicke silberne Maria-Theresien-Taler, als eine Art wandelnder Geldschrank neben uns hertrug.

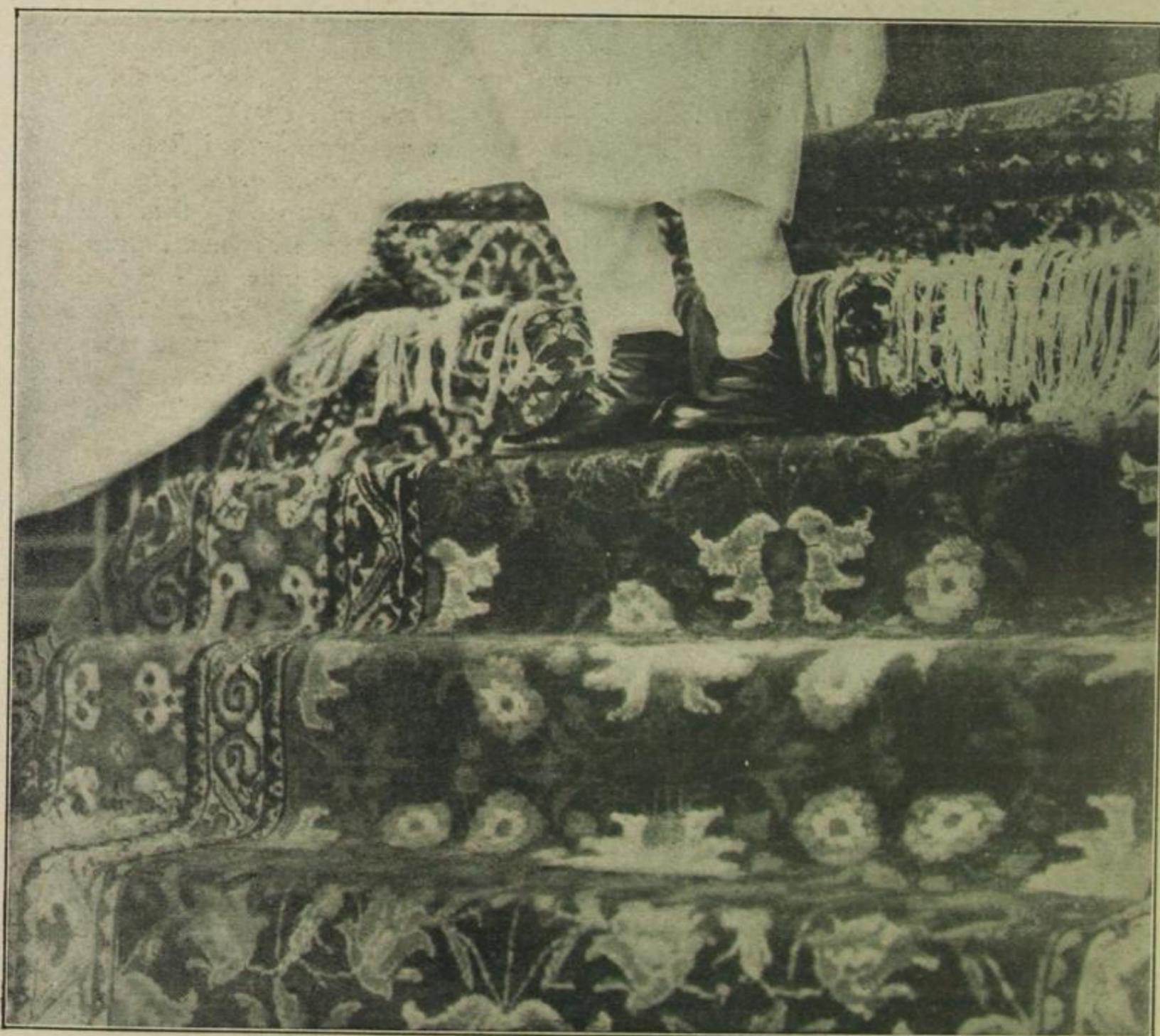
Die Münzen sind aber keineswegs Geld in unserm europäischen Sinn; keine

Regierung garantiert ihren Wert; jeder kann sich ein Kistchen davon prägen lassen und umsetzen; die Eingeborenen im Innern erkennen den Taler nur an, wenn er schön neu und blank aussieht.

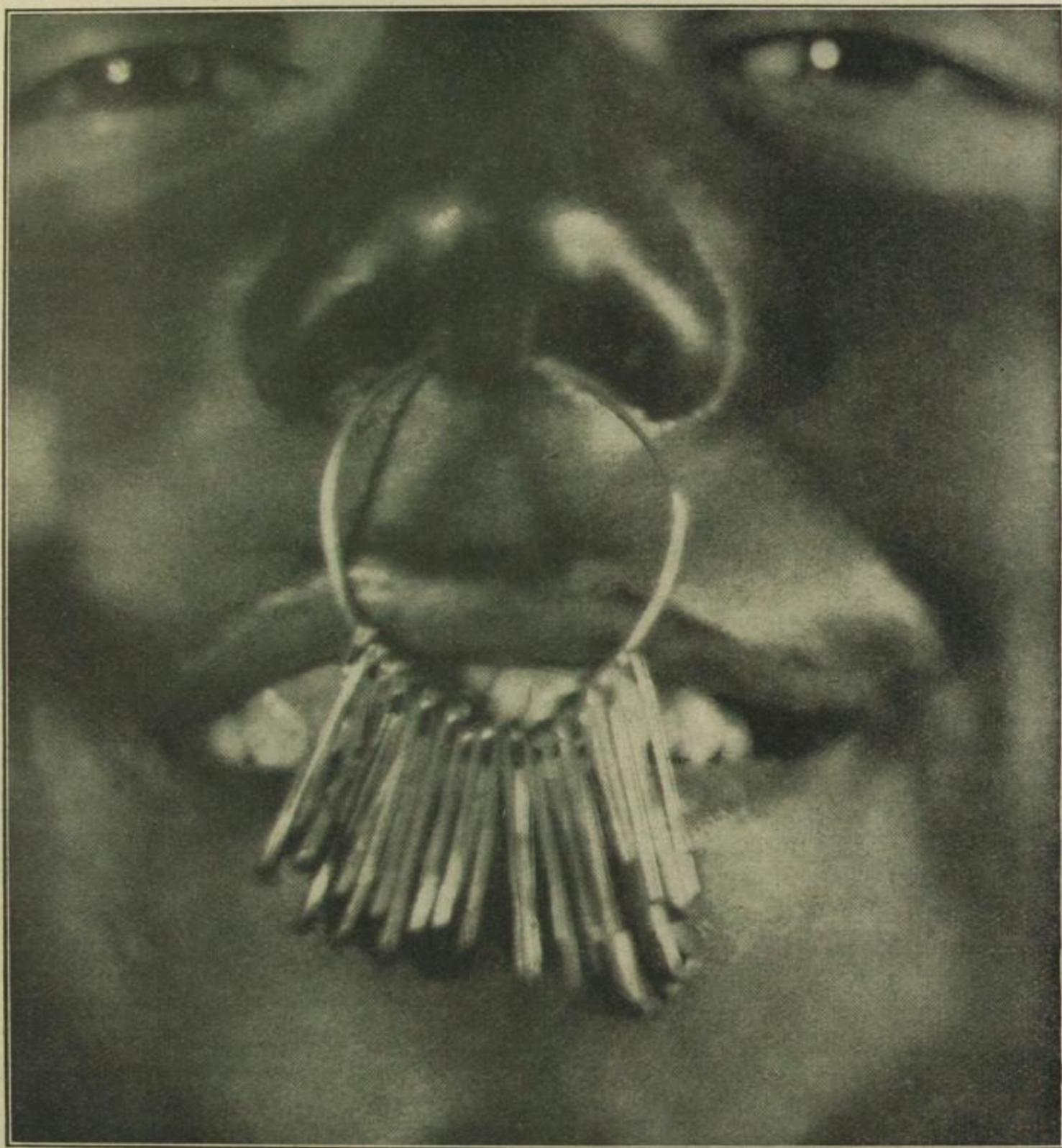
Wie jede Ware, die man nimmt, wenn sie gefällt. Es war also für uns ratsam, von vornherein die Kaufkraft der Münzen durch Tauschartikel zu unterstützen. Außerdem würden wir wohl des öfteren die Gastfreundschaft angesehener Abessinier in der Stadt oder primitiver Nomadenstämme in der Steppe genießen. Und die Anschauungen über Gastfreundschaft sind überall südlich von Suez dieselben: man erwartet mit Selbstverständlichkeit, daß der Gast mit einem Erzeugnis seines Landes freundschaftliche Gefühle greifbar darbringt; und der Gastgeber erwidert die Gabe durch

ein Produkt seiner Scholle. Dabei ist der Wert der Geschenke in den seltensten Fällen abhängig von den tatsächlichen Kosten, die sie verursachten. Beide Teile finden es heimlich komisch: der braune Mann, daß den Europäer ein handgeschnittener Holzschemel entzückt, den ihm jeder seiner Sklaven arbeitet, und der Europäer . . . nun, es gibt jeden Tag etwas zum Wundern.

Unsere Geschenke für Abessinien füllten eine ansehnliche Holzkiste, die nur acht Mann mit vereinten Kräften heben konnten. Wochenlang war ich in Berlin herumgelaufen, hatte Füllblei-



Kleine Beobachtungen von einem Empfang beim Sultan
Zwei Kostbarkeiten: Europäische Schuhe auf einem orientalischen Teppich



Meine Sicherheitsnadeln aus Berlin
als Nasenschmuck eines abessinischen Dieners

stifte, Buntstifte von möglichst riesenhaften Dimensionen, Füllfederhalter und Taschenmesser eingekauft. Nur keine Glasperlen! Wer mit ihnen heute in Afrika landet, macht sich lächerlich. Jeder Parse, jeder von den zahllosen indischen Handelsleuten, die das Hausiergewerbe bis zu den Krals der Eingeborenen tragen, führt Glasperlen in seinen Ballen mit. Jede Gallafräule, deren Mann nur eine Hütte und ein Dutzend Rinder besitzt, trägt Perlenschmuck in

allen Farben, aus Glas, Porzellan und Kupfer am Hals. Ich mußte also — immer eingedenk des Soll und Haben der Expedition — einen andern preiswerten Massenartikel finden, der drüben berechtigten Anspruch auf Sensation machen könnte.

Irrfahrten durch die Stockwerke der Warenhäuser folgten. Ein Inventurausverkauf führte zu überraschendem Ergebnis. Ein unbeachteter Verkaufstand und darüber das Schild: „Sicher-

heitsnadeln aus Messing — drei Dutzend 18 Pfennig“.

Sicherheitsnadeln? Ich ließ meine Phantasie spielen, erinnerte mich plötzlich an die zahllosen Verwandlungsmöglichkeiten, die ich einmal in Tunis einen Araberjungen ihnen abgewinnen sah: als Ohrring, als Nasenring, mehrere aneinandergefügt, als Kette. — Und gar goldglänzende! Ich telephonierte an Freunde, die schon einmal drüben waren, Ob die Abessinier wohl Sicherheitsnadeln kennen? Und zwar aus Messing, wie vergoldet, immer ein Dutzend, von der kleinsten bis zur größten appetitlich und blank auf einen einzigen Ring gezogen? — Die Antwort auf alles lautete: Nein!

Ich hatte das Richtige gefunden. Das Lager Sicherheitsnadeln im Inventurverkauf ließ ich von meiner schleunigst entsandten Frau aufkaufen. Vierhundert Ringlein mit je einem Dutzend, insgesamt viertausendachthundert Sicherheitsnadeln, wurden in meiner Kiste verstaut.

Schon in Südarabien begann ich, von dem Vorrat zu zehren. Abergläubische Araberinnen ließen sich mit Ohrgehängen aus Sicherheitsnadeln zum Stillstehen vor der Photokamera bewegen. In Somaliland erwiderten würdige weißhaarige Neger die Gabe für ihre Frauen mit köstlich geformten Kürbisbechern. Und eine Sammlung holzgeschnittener Somalikämme von seltenem künstlerischen Wert hat meine Frau während der Expedition nur im Tauschhandel mit Sicherheitsnadeln zusammengebracht.

In jedem Galladorf öffneten sie uns schnell den umständlichen Weg in die Familie der Eingeborenen. Ein Häuptling der Abanossa-Galla, den dünnen Hals schwer behängt mit Glasperlen und Kupferketten, den Zeichen seines Standes, ließ unsere Nadeln im Dutzend auf seinen braunen Brustkasten niederbaumeln. Die Dorfjugend sammelte die Sicherheitsnadeln heimlich in den Bakkentaschen, bettelte dann immer wieder von neuem und spuckte, sobald sie sich

unbeachtet glaubte, ihren Mund voll Gold stolz in die Hände. Die einzigen, die es wagten, die Sicherheitsnadeln ihrem profanen Zweck zuzuführen, waren unsere eigenen Boys. Sie hatten gesehen, wie meine Frau gelegentlich irgendeinen Zipfel damit feststeckte und hatten nichts Eiligeres zu tun, als sie in den Falten ihrer Gewänder unterzubringen. Wie auf einem Nadelkissen. Die Mission, irgend etwas festzuhalten, hatten sie nicht. Dafür waren sie zu schön!

Mit dieser Landbevölkerung haben die eingeborenen Städter in Abessinien noch weniger gemein als anderswo. Dem vornehmen Abessinier, dem Einwohner der Hauptstadt Adis Abeba, ist so ziemlich jede transportable technische Errungenschaft Europas vertraut. Von der Schreibmaschine, dem Rechenapparat bis zum elektrischen Licht und Grammophon. Der Wettbewerb der europäischen Nationen, die in der Hoffnung auf Gold- und Bergwerkskonzessionen kein Jahr ohne Ehrengeschenke durch ihre offiziellen Gesandtschaften — Autos, Radioapparate, Telephonanlagen — vergehen lassen, hat den Abessinier schnell verwöhnt. Mit den wertvollen Präsenten der Auswärtigen Ämter kann das Barvermögen einer Expedition nicht konkurrieren. Ich legte mich vor der Abreise darauf, Gespräche über scheinbar kindische Dinge mit Leuten zu führen, die Abessinien kannten. So hörte ich, daß den berühmten Negus Negesti, Menelik II., kleine Kinderpuppen entzückt hätten, überhaupt jede Darstellung von Miniaturmenschen.

Am gleichen Tage kramte ich auf unserm Dachboden in Körben längst vergessener großväterlicher Nippessachen; bei meinen Verwandten schaffte ich mir Zutritt zu ihren Rumpelkammern, erbat ich freundliche Angabe überzähliger Bronzestatuen und Porzellanfigürchen. Mit Wohlgefallen ruhte mein Auge auf einer Sappho, die ich — mit ihrer Lyra im Arm, mit ihrem Stühlchen auf schwarzem Marmorsockel — jahrzehntelang

greulich gefunden hatte. Und eine Meißener Porzellangruppe, die übliche Schäferszene darstellend — „sie“ den Strauß bindend, „er“ an sie geschmiegt, dazwischen das obligate Lämmchen — erntete ein halbes Jahr später den entzückten Beifall eines abessinischen Fürsten. Durch zwei kunstvoll aus buntem Stroh geflochtene Tische — mir unersetzlich wertvoll, ihm zweifellos nicht mehr am Herzen als mir unsere Meißner Schäfergruppe — revanchierte er sich.

Nicht alles, was in unsere Kiste wanderte, kam drüben heil an. Zwei Krüge, die seit dem Tage, an dem meine Eltern sie zu ihrer Hochzeit bekommen hatten, als „Pendants“ im Hintergrund eines Nippeschrankes ihr Versteck gefunden hatten, verdankten ihren bunten allegorischen Bemalungen und ihren blanken Messinggriffen die Reise nach Abessinien. Beim Auspacken ging der Deckel des einen Gefäßes entzwei, kurz entschlossen zerbrach ich auch den andern und fand immer noch für die derart in Vasen verwandelten Krüge begeisterte Abnehmer.

Enttäuschungen und Ueberraschungen. Ein Dutzend Schießscheiben, von deren Begehrtheit ich felsenfest überzeugt war, mußte ich fortwerfen und als Packpapier aufbrauchen. Denn der Abessinier, der sich üben will, braucht nur aus seiner Hütte ins Freie zu treten, und findet auf jedem Baum genug lebende Ziele. Für die Bedeutung der schwarzweißen Ringe fehlt ihm der abstrakte Sportgeist Europas. Dagegen habe ich vor der Heimkehr unsern Diener Wolde Tadig, der an der ganzen Expedition teilgenommen hatte, durch die Ueberlassung meines stumpfen, ausgedienten Seitengewehrs aus der Militärzeit zum Stolz seiner Familie gemacht. Der Besitz einer Waffe erhebt den Abessinier zur Standesperson.

Solche Bedeutung von Geschenken — die Art, wie jedes von ihnen angenom-

men, beurteilt und erwidert wird — kann für den Forschungsreisenden gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie öffnen unersetzliche Einblicke in fremde Lebenshaltung und Gedankenwelt. So bin ich erst durch ein kleines Benzin-Taschenfeuerzeug, von dem ich auch einige Dutzend Exemplare mit mir führte, darauf gekommen, das Verhältnis zwischen abessinischen Fürsten und ihren Untertanen sorgfältig zu beobachten. Ich war einmal vom Sultan Hodschili der Beni-Schogeli-Neger an der Sudangrenze eingeladen worden. Dem greisen Muselmann, einem der reichsten Fürsten des Landes, Besitzer von Goldfeldern und Elfenbeinjagdgründen, hatte ich nur ein kleines Benzinfeuerzeug mitgebracht. Er hatte nie so etwas gesehen und dankte in kindlicher Freude mit einem immer wiederholten „Taib, taib, taib“.

Was sich nach der Ueberreichung des kleinen Dinges abspielte, ist bezeichnend für eine ganze orientalische Welt. Der Sultan gab mir das Feuerzeug zurück mit der Bitte, es noch einmal zu entzünden. Ich drückte auf die Feder, der Deckel sprang auf. Es brannte. Ich schloß es wieder und reichte es dem Sultan. Er wog es in der Hand, lächelte, winkte seinen Haushofmeister herbei und befahl ihm, das Feuerzeug zu entzünden. Der Mann versuchte. Es mißlang. Alle Umstehenden lachten. Das Spiel wiederholte sich nun so lange, bis es dem Höfling endlich glückte, die Flamme herauszuschlagen. Dann nahm der Sultan das Feuerzeug zurück und steckte es in seinen Gürtel. Er wird damit spielen, wenn er allein ist. Er wird es niemals vor den Augen seines versammelten Hofstaates benutzen. Es ist unter der Würde eines regierenden Fürsten, seinen Untertanen Gelegenheit zum Lachen zu geben, falls ein kleines Benzinfeuerzeug in seiner allmächtigen Fürstenhand nicht funktionieren sollte.

Segen d. Zivilisation

der

Zivilisation

Eine Robinsonade

von

Frédéric Boutet

Zeichnungen von Hubbuch

Es begab sich, daß Herr Professor Pluvinage, berühmter Soziologe, Hygieniker, Statistiker, Mitglied sämtlicher Akademien und großer Redner vor dem Herrn, Schiffbruch erlitt. Dies geschah in der Südsee, zwischen dem 12. Grad südlicher Breite und dem 147. Grad westlicher Länge.

Unerreicht war Pluvinages Fähigkeit, gutmütige Zeitgenossen mit den langweiligsten Vorlesungen der Welt hart auf die Probe zu stellen, um ihr „moralisches Niveau zu heben“; unerreicht sein Talent, die widerspruchsvollsten und überflüssigsten Statistiken aufzustellen, mit denen man beweisen konnte, was man nur wollte. Dies erklärt auch seinen Weltruhm.

Professor Pluvinage war ein Mann von fast vierzig Jahren, gespickt mit Auszeichnungen aller Art, als ihn sein messianischer Eifer zu einer Lehr- und Studienreise durch die ganze Welt trieb. Er hielt seine Vorträge in verschiedenen Sprachen, die er dank seiner fürsorglichen Erziehung beherrschte, und stellte

überall seine Theorien auf: in Asien, Afrika und Amerika: Alle drei Erdteile waren ihm ebenso zugetan wie Europa.

Da ließ ihn Australien im Stich. Das Schiff, das er benutzte, geriet in einen fürchterlichen Sturm, wurde weit aus der Fahrt gebracht und schließlich auf tückische Korallenriffe geschleudert. So geschah es, daß Herr Pluvinage — lediglich mit einem rosagestreiften Pyjama und gestickten Pantoffeln bekleidet — eines schönen Tages am äußersten Ende eines unsanft geschaukelten Segelmastes klammerte. Gerettet hatte er nur seinen photographischen Apparat nebst Platten und glücklicherweise seine Statistiken, die drei dicke Hefte füllten, außerdem eine Schachtel Lakritze.

Ein Chinese hatte das andere Ende des Mastes beschlagnahmt. Alles übrige war untergegangen. Sobald er sprechen konnte, fragte Herr Pluvinage den Chinesen: „Wissen Sie vielleicht, ob hier in der Nähe Land ist?“

„O ja, sechzig Meter entfernt“, sagte der Chinese.



... lediglich mit einem rosagestreiften Pyjama bekleidet, hing er an dem Mast — nur seinen photographischen Apparat hatte er gerettet . . .

„Und in welcher Richtung?“ fragte Herr Pluvinage hochofren.

„Unter uns!“ antwortete der Chinese. „Ich habe es selbst noch vorhin mit dem Lot festgestellt.“

Herr Professor Pluvinage hatte wenig Sinn für derartigen Humor.

Zwei endlose Tage verbrachte er in dieser Lage, voller Angst vor Haifischen und Kraken, halbverdurstet, seine widerliche Lakritze als notdürftige Nahrung.

Der Chinese erklärte schließlich, er habe die Sache satt, und ließ sich in die Tiefe gleiten. Um so heftiger klammerte sich Professor Pluvinage an seine Segelstange und das Leben.

*

Schon am nächsten Tage stellte sich heraus, daß der Chinese unrecht getan hatte, denn die Flut trug Mast und Pluvinage sanft auf einen schwarzsandigen Strand. Hier tauchten einige menschliche Wesen auf, nahmen den

todhungrigen und vor Kälte erstarrten Schiffbrüchigen mitleidig zu sich und machten sich sofort an seine Pflege.

Fünf Tage war Pluvinage beschäftigt: er schlief, aß und schlief. Endlich aber war er wieder Herr seines Geistes und seiner Kräfte und konnte seine Umgebung studieren.

Das Studium ergab: eine kleine, trostlose Insel, ganz abgeschlossen von aller Welt. Bewohner: Pinguine, wilde Ziegen und eingeschleppte Schweine, Kohl und Kartoffeln, viel Zwiebeln, wenig Bäume, etwas wie ein Flüschen, und dazu vierzehn Menschen: neun Männer (darunter drei Farbige) und drei Frauen mit zwei Kindern. Die Männer waren größtenteils entlaufene Sträflinge oder rätselhafte Existenzen, für die unter anderen Menschen wohl kein Platz mehr war. Sie wollten nicht mehr wissen, wie sie hießen, woher sie kamen und was sie getan hatten. Die Frauen mochten von Tahiti stammen. Man hatte keinerlei Verbindung mit der übrigen Welt und wollte sie auch nicht haben.

Alle zwei bis drei Jahre warf wohl irgendein Fischkutter in ihrer Nähe Anker. Dann erfuhren sie von neuen Kriegen, Revolutionen oder großen Umwälzungen. Dies ließ sie zwar alles kalt, aber bei der Gelegenheit tauschten sie sich für ihre Robbenfelle und ihren Tran notwendige Bedarfsgegenstände ein, vor allem einige Fäßchen Rum, mit denen sie jeden Sonntag ein kleines Familienfest veranstalteten. Im übrigen zogen sie ihre Kartoffeln und Zwiebeln, mästeten ihre Schweine und angelten Fische. Die Frauen machten Kleider aus Fellen. Seit sehr langer Zeit lebten sie so, glücklich, gesund und vergnügt, tugendhaft und unschuldig, denn sie hatten Begriffe wie Moral, Verbrechen und Geld längst vergessen.

Da kommt Pluvinage hereingeschneit! Bis oben vollgepfropft mit den wunderbarsten modernen Theorien, der Mann, der alles weiß und für alles eine passende Statistik, einen belehrenden Vortrag zur Hand hat.

Er ist unseren braven Leuten von Herzen dankbar dafür, daß sie ihm das Leben gerettet und ihn so liebevoll gepflegt haben. Es ist sein glühendster Wunsch, ihnen Gutes zu tun. Seine erste Tat (die einzige, die keinen Schaden anrichtete) war, daß er die kleine Kolonie photographierte. Zu diesem Zweck zog sich alles die schönsten „Pelz-Roben“ an und gruppierte sich malerisch am Strand. Welch prachtvolles Bild: diese zwölf guten Leute mit den beiden Kindern, alle strotzend vor Gesundheit, Kraft und Lebensfreude! Mit kindlicher Begeisterung ließen sie sich photographieren, wenn es auch nur ein platonischer Genuß werden sollte, denn Professor Pluvinage behielt alles für sich in seinem Apparat und seinen Platten. Dafür aber versicherte er ihnen, daß er es für seine Pflicht halte, sie glücklich zu machen. Und schon macht er sich mit Feuereifer ans Werk.

Zunächst zieht er seinen Kalender heraus und zeigt ihnen, daß sie über die Daten nicht richtig orientiert seien,

zum Beispiel sei das, was sie mit Trinken und Schlafen als Sonntag feierten, in Wirklichkeit Mittwoch. Man hält das für unwesentlich? Nun, diese guten Leute litten fürchterlich darunter, und sie krepelten ihr ganzes Leben um. Um alles in der Welt wollten sie einen so unverzeihlichen Irrtum wieder gutmachen.

Das ermutigt Herrn Pluvinage. Entschlossen reißt er sie mit sich fort, „dem Licht entgegen“, und beginnt mit seinen Vorlesungen. In wenigen Tagen gewinnt er einen ungeheuren Einfluß auf sie: er lehrt sie viele Weisheiten und bringt sie so weit, daß sie ihm — ohne einzuschlafen — zuhören können. Er spricht über Hygiene (Hygiene der Kleidung und Hygiene der Wohnung), rationelle Ernährung; er verbreitet sich über die Kalorienlehre, rhythmische Gymnastik und Kindererziehung, klärt sie über intensive und extensive Wirtschaft auf und liest über künstlichen Dünger, Forstwissenschaft, künstliche Fischzucht, Viehzucht, epidemische Erkrankungen wie Trichinose und abdominale Phlogose. Er beweist ihnen schlagend, daß es so nicht weitergehe, daß sie jeder modernen Zivilisation zuwider lebten, und hält ihnen immer wieder alles vor Augen, was ihnen fehle, so daß sie sich schließlich vor sich selbst und ihrer ganzen Umgebung ekelten.

Sie kamen sich ganz klein vor, wenn er sie mit den Nationen Europas verglich, wenn er ihnen deren imposante Einrichtungen als leuchtende Beispiele hinstellte und sie immer wieder zur Nachahmung anfeuerte. Jeder Vortrag war gespickt mit Zitaten, geschichtlichen Beispielen, vielsagenden Ziffern und grimmigen Statistiken.

Die Unglücklichen waren von der Idee besessen, daß er ihnen weit überlegen sei, und überzeugt, daß er alles wußte (was leider zutraf). Sie hörten ihn mit großer Ehrfurcht an und bemühten sich nach Kräften, seine Theorien zu verstehen und auch praktisch anzuwenden. Sie wagten nicht, sich



... mitleidig nahmen sich die Eingeborenen des schiffbrüchigen Professors an ...

gegen eine Zivilisation aufzulehnen, die ihnen alle erdenklichen Vorteile bringen sollte.

Pluvinage wurde ihr Wohltäter und ihr Führer.

*

Pluvinage war außer Rand und Band. Er ließ die alten Hütten niederreißen und neue bauen, die ganz seinen gräßlichen hygienischen Methoden entsprachen, auch ein Krankenhaus für ansteckende Krankheiten (wenn es auch keine gab). Er ließ einen Damm errichten, eine Straße und einen Leuchtturm bauen, lauter fürchterlich überflüssige Dinge. Allmorgendlich versammelte er seine Opfer am Strand und zwang sie zu einer Stunde schwedischer

Gymnastik nach allen Regeln der Kunst, mit den komischsten Verrenkungen. Er befahl ihnen, das Wasser vor dem Trinken zu kochen, denn er hatte Bakterien im Bach gefunden. Er verbot fast jegliche Fleischnahrung, denn er war Vegetarier, dafür stopfte er sie mit Mehlgewichten voll, die zwar fade schmeckten, aber dafür höchst schwierig herzustellen waren. Er setzte bestimmte Zeiten zum Aufstehen und Schlafengehen fest, führte eine Arbeitsteilung ein, die ihre Kräfte weit überschritt, kurz, er zwang sie, alles zu unterlassen, woran sie von früher gewohnt waren, und jetzt nur noch das zu tun, was er, Professor Pluvinage, für gut hielt. Die Theorie gab ihm auch vollkommen recht — leider nicht die Praxis. Bei den hochwissenschaft-

lichen Zuchtmethoden gingen fast alle Schweine ein, die Fische wurden durch die Dammarbeiten aufgescheucht und flohen weit fort; auch die Robben wanderten aus.

Mit den vierzehn Insulanern ging es sozusagen schnell zu Ende. Statt der fröhlichen Herkules-Gestalten von ehemals sah man vierzehn neurasthenische, ausgemergelte und verhungerte Skelette, zitternd vor Krankheit und Todesfurcht, zerfressen von Ehrgeiz, Eifersucht und gegenseitiger Mißgunst (Herr Pluvinage hatte sie nämlich zu alledem auch noch von der Wichtigkeit einer politischen Organisation zu überzeugen gewünscht; sie erst würde sie in den Augen der anderen Nationen menschenwürdig machen).

In weniger als einem Jahr war Professor Pluvinage auf diese Weise mit der kleinen Kolonie fertig. Er sah nicht, was er angerichtet hatte, er war mit sich und den anderen sehr zufrieden. Am Jahrestage seiner Ankunft arrangierte er ein öffentliches Freudenfest, das er das „Fest der Mäßigkeit“ nannte. Diesen Namen hatte unser Philantrop mit Vorbedacht gewählt, denn er war entschlossen, an diesem Tage seinem Werk die Krone aufzusetzen.

In aller Frühe rief er sie zusammen und machte eine photographische Aufnahme wie vor einem Jahr. Dann ließ er eine kräftige Predigt über den Alkoholismus und seine schlimmen Folgen los. Zum Schluß eröffnete er ihnen, daß er zur Feier dieses bedeutungsvollen



Tages ihren allerletzten Feind vernichtet habe: Er habe das letzte noch vorhandene Rum-Faß eingeschlagen und den Inhalt in das Meer geschüttet.

Dies war zuviel! Die guten Leute, die alles geduldig ertragen hatten — dies ertrugen sie nun doch nicht. Wie auf ein Zeichen gingen sie auf Pluvinage los, warfen ihn zu Boden und banden ihn. Sie trugen ihn in ihre kleine Schaluppe und ruderten schnell auf ein kleines,

noch jemand an dir ver- greifen. Die Isolierung ist ja auch eine Heilmethode!" fügte er mit ge- hässigem Grinsen hinzu.

*

Professor Pluinage hat niemals begriffen, was eigentlich geschehen war. Vier Monate später kam der Walfischfahrer vor- bei, dem er sich anschloß, nicht, ohne von weitem noch einen letzten Blick auf seine Opfer zu wer- fen. Diese vergaßen ihre Leiden sehr bald nach ihrer Befreiung und kehr- ten nach und nach wieder zum Leben zurück.

Professor Pluinages Heimkehr nach Europa wurde eine unerhörte Sensation. Man riß sich um den Helden, und seine Vorträge machten Furore. Er schilderte sein wunder- liches Abenteuer. Merk- würdigerweise — jedoch sicherlich in guter Absicht und ehrlichem Glaubens- eifer — übergang er das unangenehme Ende und sprach nur von dem edlen und nützlichen Werk, das er zwölf Monate so weise zu leiten verstanden hatte.

Bilder zweier Gruppen- aufnahmen illustrierten seinen Vortrag. Auf dem

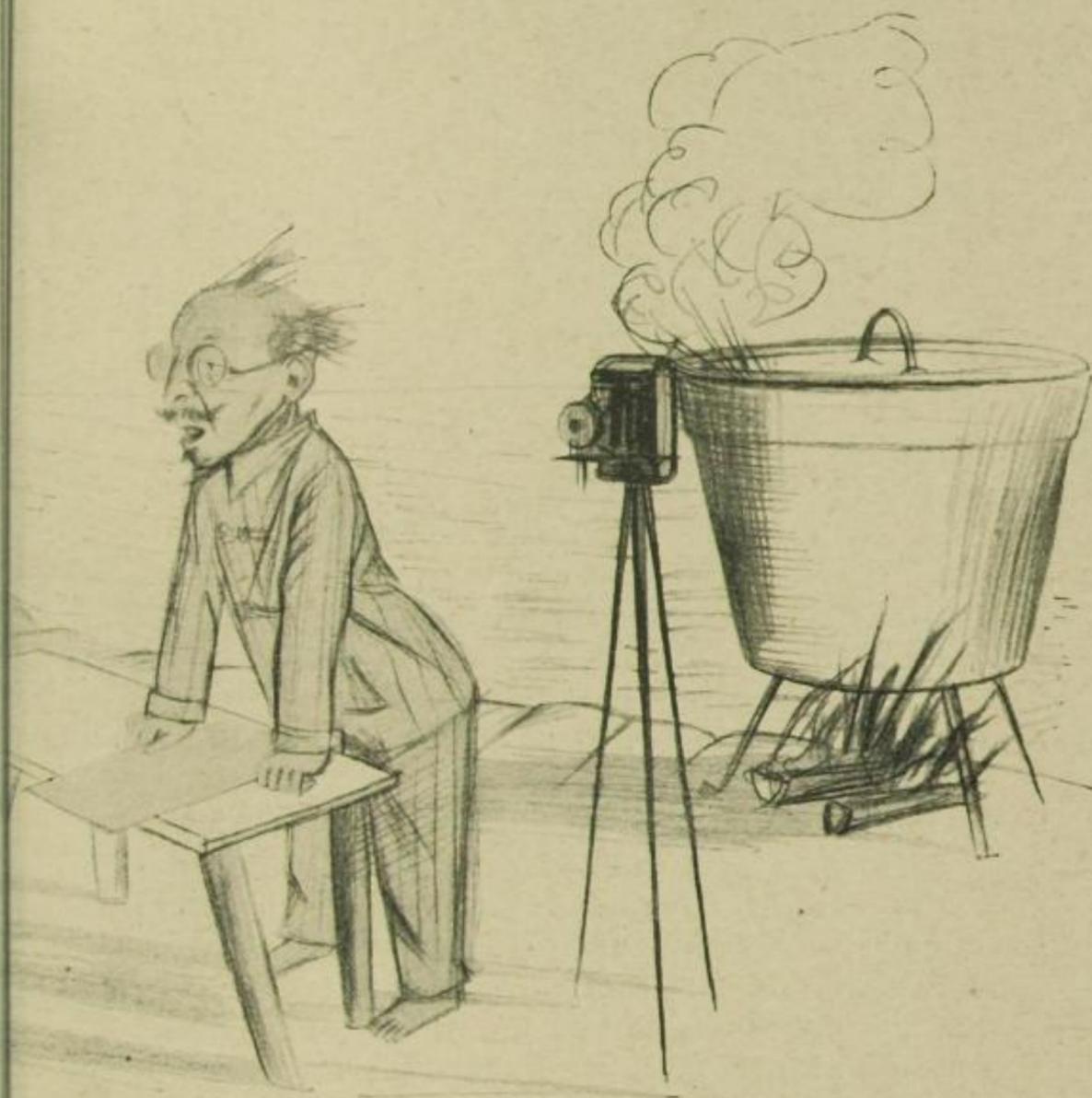
einen sah man vierzehn fröhliche Rie- sen, strotzend vor Kraft und Gesund- heit, auf dem anderen ein paar abge- zehrte, jammervolle Skelette.

„Bei meiner Ankunft“, sagte Professor Pluinage — und zeigte die Skelette.

„Bei meiner Abreise“, sagte er — und zeigte die Herkulesse.

Der Beifall wollte kein Ende nehmen.

(Deutsch von Käthe Ruf)



... jeden Morgen ließ er die Eingeborenen eine Stunde mensendiecken ...

gänzlich verlassenes Inselchen zu, in etwa 800 Meter Entfernung. Dort bauten sie ihm eine kleine Hütte und versahen ihn mit Lebensmitteln. Dann lösten sie seine Fesseln und ließen ihn allein.

„In wenigen Monaten kommt voraus- sichtlich ein Walfischfahrer hier vorbei“, sagte einer zu ihm im Fortgehen. „Wir werden dir noch hin und wieder etwas zu essen bringen, aber wir wollen dich nicht mehr bei uns sehen. Es könnte sich sonst

Uhu = Umschau

Haben Sie sich schon einmal im Mai verliebt? / Herr Baedeker geht auf Reisen / Was ist ein Kümmerer? Von Franz Blei / Golf mit Wörtern / Frag' mich noch was!



Haben Sie sich schon einmal im Mai verliebt?

Antworten auf eine neugierige Frage

Hedwig Courths-Mahler schreibt:

Ich war noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, stand aber schon auf eigenen Füßen, hatte an einem unsinnig schönen Maiensonntag Urlaub und — trug das erste selbstverdiente neue Kleid und die ersten selbstverdienten Schuhe —, die natürlich zur Erhöhung der Lebensfreude etwas zu eng geraten waren. Der Himmel lachte in einem märchenhaften Blau, die Sonne schien und der Flieder duftete. Ich unternahm einen Spaziergang nach einem Thüringer Dorf hinaus, und zwar mit einem Gefühl, als müßte ich Himmel und Sonne fragen: Was kostet die Welt? Mit acht Groschen im Portemonnaie fühlte ich mich fähig, sie zu kaufen. Und da kam ich, in dieser Stimmung, an einem hübschen Bauernhaus vorbei, das von einem Gärtchen umgeben war, und vor der Haustür blühte ein Fliederstrauch von bezaubernder Schönheit. Dicke, dunkelviolette Dolden hingen in unzähligen Exemplaren an den Zweigen. Ich stand und staunte — und begehrte — so einen Buschen Flieder, das hätte meine Daseinsfreude vollkommen gemacht. Sehnsüchtig schaute ich nach dem Flieder hinüber. In diesem Augenblick hörte

ich einen weichen Bariton ein Lied singen, und zum Genuß des Fliederstrauches für meine Augen kam nun noch ein Ohrenschaus. Gleich darauf fuhr ein blonder Schopf durch das offene Fenster des Bauernhauses, ein paar lachender blauer Augen sahen mich an und ein lachender Männermund fragte:

„Man möchte wohl einen Fliederbuschen, kleines Fräulein?“

Mir klopfte das Herz und ich wagte kaum, zustimmend zu nicken, dieser junge Siegfried im Bauernhaus paßte so wundervoll in meinen Frühlingstraum hinein. Er kam heraus, rank und schlank, lachend und vergnügt, und sang vor sich hin. Schnell schnitt er einen Fliederstrauch ab und trat vor mich hin. Er reichte mir den Strauß und lachte mich an.

„Was kostet das?“ fragte ich zaghaft, an mein Glück noch nicht glaubend und schon bis über die Ohren das erstmal in meinem Leben verliebt, verliebt in diesen blonden Haarschopf, in die lachenden Blauaugen und in die weiche, warme Stimme.

„Einen Kuß!“ sagte er, drückte mir den Strauß in die Hand und einen Kuß

auf die Lippen. Und ging lachend und singend wieder in das Haus hinein.

Ich rannte davon, als brenne der Boden unter mir, die engen Schuhe brannten viel weniger als die geküßten Lippen. Es war einfach wundervoll!

Und sieben Jahre später hörte ich meinen blonden Maientraum, den ich vorher nie wieder gesehen hatte, im Leipziger Neuen Theater den Wolfram von Eschenbach singen im „Tannhäuser“. Ich

hatte seinen Namen noch an demselben Tage erfahren und hörte später, daß er als Opernsänger ausgebildet worden war. Sein Name bekam einen guten Klang, aber ich will ihn hier nicht preisgeben, er soll auch heute nicht erfahren, daß er die erste Liebe der Courths-Mahler war. Und Sie werden sich nun nicht mehr wundern, daß ich die Courths-Mahler geworden bin. Solche Erlebnisse verpflichten.

Hans Reimann dichtet:

Ich habe mein Gedächtnis gesiebt:
Nie war ich im Mai verliebt.
Den ganzen Mai klopft mein Herz
Gefühllos und still
in blasierter Brust.

Verliebt war ich immer im März,
manchmal auch im April,
doch meist im August.
Sämtliche Monate reizen mich zur Raserei.
Nur nicht der Mai.

Ob ich im Mai schon verliebt war? . . .
Warten Sie mal — lassen Sie mich nachdenken . . . ich glaube: ja . . . aber das ist sicherlich schon lange her . . . damals hatte ich noch nicht so viel Fett angesetzt und die immer wärmer werdende Sonne wirkte noch nicht so auf

die Atmungsorgane. Heute ist das leider eine peinliche Vorstellung geworden, himmelhochjauchzend wie ein Zicklein über die Wiese zu hüpfen und zwischen Lenzesblüten — — nein, ich will gar nicht daran erinnert werden, wie schön das einige Male im Mai gewesen ist — —

Paul Morgan.

Egon Friedell gesteht:

Ich habe mich bisher nur im Mai verliebt, weil dies in diesem Monat leider unvermeidlich ist. Wenn man es aber gründlich durchführt, hat man dann die übrigen elf Monate Ruhe.

Alfred Polgar:

Ich habe immer so große Mühe, mir die Person zu merken, in die ich mich verliebe, daß ich auf das Datum, wann's geschieht, gar nicht achten kann. Zum Beispiel weiß ich bestimmt, daß ich mich bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin, vor etwa drei Wochen, dort verliebt habe, vermöchte auch noch die betreffende Person mit ziemlicher Sicherheit zu agnoszieren, aber ob es im Mai gewesen ist, kann ich beim besten Willen nicht sagen. Man ist ja, leider, beim Verlieben überhaupt sehr unmerk-

sam und zerstreut. Wäre man es nicht, wer weiß, ob man's überhaupt täte. Im allgemeinen bin ich der Ansicht, daß man Krebse nur in Monaten ohne r essen und sich verlieben nur in Monaten mit x soll. Dann kann einem nichts passieren. Wenn Sie wieder eine Rundfrage haben, vergessen Sie, bitte, ja nicht

Ihren ergebensten

Alfred Polgar

PETER PANTER

Privat-Sekretariat
Abteilung: Gefühle
Tgb.-No. 1427/28 G b 3

Paris, den heutigen

Sehr geehrter Herr Uhu!

Bezugnehmend auf Ihre werte Anfrage vom neulichen dieses Monats, erlaube ich mir, im Auftrage von Herrn Peter Panter auf die Frage, ob sich derselbe schon einmal im Mai verliebt hat, folgendes ergebnst zu erwidern:

Laut Verordnung des Panterschen Leibarztes, Herrn Dr. Woronoff, verliebt sich Herr Panter im Mai grundsätzlich nicht. Etwaige Verliebtheiten werden in den November placiert, und auch diese nur in bescheidenem Umfange (etwa 1 Eßlöffel wöchentlich).

Für den Monat Mai sind — immer laut ärztlicher Verordnung — lediglich Auffrischungen alter Lieben vorgesehen. Sie haben den Vorteil, daß die Emotion Panters dieselbe oder doch fast dieselbe ist wie bei einer Neueinstellung. Wir halten es da wie das Publikum im Theater, von dem Tristan Bernard gesagt hat: „Es will überrascht werden, aber nur durch das, was es schon kennt.“ Auf diese Weise hat die Abteilung „Ge-

fühle“ bisher nur Erfolge zu verzeichnen gehabt.

Für dieses Jahr werden wir Herrn Panter vorlegen:

Lisa (Ifd. No. 456)

Kitty (No. 234)

Margot (No. 1003).

Die Kosten sind allerdings etwas höher zu veranschlagen als bei Neueinstellungen; so hat Lottchen im vorigen Jahr etwa 856 Mark für Futterkosten, 450 Mark für improvisierte Geschenke, 3,50 Mark für vorbereitete Geschenke verschlungen.

Herr Peter Panter sieht dem Mai gefaßt entgegen; wir haben ihn völlig renovieren lassen, er ist neu gestrichen und sieht, wenn man nicht genau hinsieht, aus wie Casanova bei Gewitter.

Indem wir von Ihnen dasselbe erhoffen, zeichnen wir

ohne Mehranlaß für heute

als Ihr sehr ergebenes

Privat-Sekretariat Panter
gez. Erika.

Der Mai ist nicht der Monat, in dem man auf neue Gedanken kommt. Neue Gedanken hat man im Februar. Ueberhaupt wenn es kalt ist, und namentlich an Vorfrühlingstagen, wenn man plötzlich so ungefähr ahnt, wie es im Mai sein wird. Auch habe ich mir sagen lassen, daß der Fasching die Hervorbringung neuer Einfälle fördert.

Im März, so kurz vor Ostern, kämpft man gegen sein Gewissen. Im April zankt man sich bereits.

Hat man aber einen neuen Gedanken, so ist gegen seine Ausführung — auch im Mai — nichts einzuwenden.

Sling.

Unberufen! — jedes Jahr!

*Ich weiß nich, wat soll det bedeuten,
Wat heißt denn det: ob ick mal war,
Det klingt so nach uralten Zeiten,
Der Ireis im siilbernen Haar.*

*Det muß ick mir ernstlich verbitten,
Na, hörn'se — wo komm'n wir denn hin.
Bis jetzt hat's noch keine bestritten,
Im Mai gilt der Präsens: Ick Bin!!!*

Paul Graetz.



KALODERMA

TOILETTE-SEIFE

*von den Guten
die Beste*

F. WOLFF & SOHN

Georg Hermann antwortet:

Als Mensch von aufrichtigem Charakter pflege ich bei solchen Herz- und Nierenfragen zuerst mich einmal bei andern zu erkundigen und dann sage ich das gleiche. Drei meiner Freunde erklärten mir, daß sie von jetzt an mich und mein Haus meiden würden, da ich mit indezenten Fragen ihr Privatleben antaste. Zwei erklärten mich ohrfeigen zu wollen, und einer ging zu Tätlichkeiten über. Bei Frauen aber machte ich noch üblere Erfahrungen. Eine Sechzehnjährige errötete und sagte: „Aber bei so etwas fragt man doch eine junge Dame nicht!“ Eine Frauenrechtlerin erklärte mir, daß auf solche Belästigungen in gewissen Staaten Amerikas die Prügelstrafe stände. Eine junge und wirklich außerordentlich hübsche Studentin meinte: „Aeltere Herren

interessieren mich nicht!“ Worauf ich „mich auch nicht“ entgegnete. Und damit war das Thema zwischen uns erledigt . . . Ich wandte mich dann vertrauensvoll an eine wirklich recht unjugendliche Dame, von der ich mit Recht glaubte, daß sie sich nicht fürchte, über verjährte Dinge harmlose Konfessionen zu machen . . . seitdem schreibt sie mir jede Woche zwei Briefe von je zwölf Seiten. Nur einer hat wirklich und ohne viel Umschweife zu der Frage Stellung genommen . . . Er sah mich sehr erstaunt an und meinte: „Warum soll grade der Mai eine Ausnahme machen?!“

Und der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn eben das schwebte mir auf der Zunge, Ihnen zu antworten.

Herr Baedeker geht auf Reisen

Eine wahre Geschichte

In einem altrenommierten Engadiner Gasthofs, der seiner Aussicht und seiner Verpflegung halber im Baedeker mit einem Stern verzeichnet stand, wohnte seit einigen Tagen ein langer, dünner Mann. Bei seiner Ankunft hatte er das billigste Zimmer in der billigsten Etage verlangt und seither nur das Billigste gegessen und getrunken. Anzapfungen wegen Wagentouren, Führern, Andenkenkauf überhörte er grundsätzlich; noch deutlicher vorgebracht, schlug er sie brüsk aus. Mit einem Worte — ein Schundnickel! Ein knickeriger Kerl, der weit besser in eine Herberge als in einen Alpengasthof mit Stern gepaßt hätte.

Das Besitzer-Ehepaar tat alles, ihm das zu verstehen zu geben. Das billige Essen war doppelt schlecht und wenig und der billige Wein doppelt dünn. Endlich hatte die Methode des Fortekelns Erfolg. Der knickerige Gast bat um seine Rechnung, packte den Rucksack und ging. Doch ehe er den Hotelwagen, der ihn zur Talstation bringen

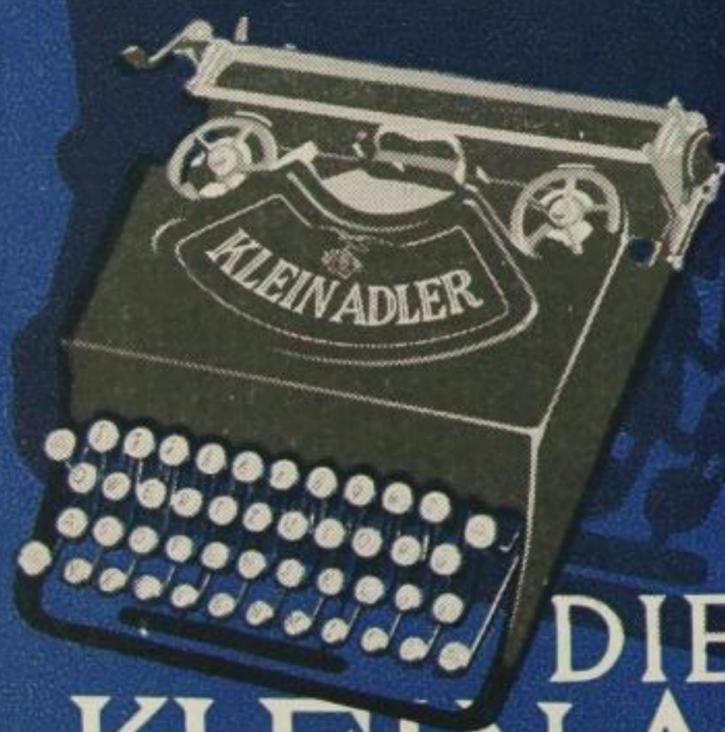
sollte, bestieg, ließ er das Besitzerpaar noch auf einen Augenblick zu sich heraus bitten.

„Ich habe gut gemerkt,“ sagte er, „daß Ihnen dieser sparsame Gast nicht willkommen war. Ich möchte Ihnen daher etwas sagen. Ich bin nämlich Baedeker. Bereite zurzeit eine neue Auflage der ‚Schweiz‘ vor und bereise deshalb die Hotels, die einen Stern haben, persönlich, um zu erproben, ob sie den auch in der neuen Ausgabe verdienen.“

Ich reise nicht als Luxusgast, denn der wird überall gut bedient, sondern ich will die Interessen derer vertreten, die sich nur selten eine Reise gönnen können und die draußen sparsam leben müssen. Die Gasthöfe, wo auch solche bescheidene Menschen sich zufrieden und wohl fühlen können, wo sie trotz ihrer geringen Geldmittel gut bedient werden — die Gasthöfe werde ich auch in der neuen Auflage würdig finden, ihren Stern zu behalten — — Guten Tag!“

R. M. Oberkamp.

EINFACHE UMSCHALTUNG
VIERREIHIGE TASTATUR



DIE NEUE
KLEIN-ADLER

ADLERWERKE VORM. HEINRICH KLEYER FRANKFURT A.M.
AKTIENGESELLSCHAFT

Was ist ein „Kümmerer?“

Von Franz Blei

Wer dem Cicisbeo, dessen Wiedergeburt vor zwei, drei Jahren erfolgte, den Namen „der Kümmerer“ gegeben hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Kümmerer ist ein Herr zwischen zwanzig und sechzig, der nichts weiter zu tun hat, als auf geschmackvolle Weise sein Geld auszugeben, aber davon doch nicht so viel besitzt, daß das Ausgeben alle seine Zeit beansprucht. Also ein Mann mit sehr viel Zeit, die er in den Dienst einer Frau stellt, welche er verehrt. Er kann sich auch einbilden, diese Frau zu lieben. Aber der Kümmerer liebt ganz aussichtslos. Ist er ein echter und richtiger Kümmerer, wird er seine Liebe verschweigen, leiden und dienen. Liebhaber —, nun, jedem Mann kann diese Viertelstunde des Glückes einmal im Leben schlagen. Freund —? Dazu muß man schon ausgesuchte Qualitäten besitzen. Kümmerer —, das ist die Höchstleistung des Mannes, seinen natürlichen Egoismus zu unterdrücken. Man sieht daraus, wie rar er ist. Er muß immer, bei Tag und bei Nacht, für die Frau Zeit haben, für alle Gänge, alle Besorgungen, Begleitungen, Geständnisse, Sorgen, Launen, also eine Art Männchen für alles sein, außer für die Liebe. Was die Liebe betrifft, darf er sich nicht mehr erlauben, als ein wenig die Augen verdrehen und seiner bedrängten Brust einen Seufzer entfliehen lassen. Aber der vollkommene Kümmerer wird auch das zu unterdrücken wissen.

Als Cicisbeo war der Kümmerer auf die Welt gekommen, und zwar im Italien des 18. Jahrhunderts, wo der kultivierte Italiener dieser Zeit

keinen andern Ausweg für seine Energien hatte, als das gesellige Leben. Seine Welt war der Salon. Für den Salon bildete sich das Barock zum Rokoko um, verniedlichte sich die Literatur zum arkadischen Schäferspiel. Selbst die Theaterloge wurde zum Ort, wo man plauderte, Theater spielte, soupierte. Das alles war natürlich von großem Einfluß auf die Liebe, die sich in die Galanterie wandelt. Man mag irgend einen Band Gedichte dieser Zeit aufschlagen, nirgends wird man finden, daß die Liebe dieser Zeit die Treue verlangt oder sie als eine Tugend bezeichnet. In der Luft dieser Gesellschaft kam der Cicisbeo zur Welt, als ein notwendiger Bestandteil der Galanterie. Eine Frau konnte nicht allein ausgehen, auch nicht zu zweit. Das galt als höchst ungeschicklich. Mit ihrem Gatten sich zu zeigen, das machte sie lächerlich. Keine Frau dieser Zeit war so taktlos, ihre ganz intimen Beziehungen zu einem Herrn damit öffentlich zu machen, daß sie von ihrem Gatten gesagt hätte „mein Mann“. Sie sagte „Herr Soundso“ und „Sie“ zu ihm vor den Leuten. Meist auch zu Hause.

Der Cicisbeo — über die Philologie dieses Wortes ist man im Dunkel — füllte eine Lücke aus. Es gab strenge Moralisten, wie Parini, die ihn verdammten. Heitere Naturen, wie Goldoni, nehmen ihn lächelnd hin. Der Cicisbeo war es ja nicht, der die eheliche Treue untergrub. Er war als der ständige Da-Seier der Entspanner aller starken Gefühle. Er war sehr oft ein Punkt im Ehevertrag. Der verpflichtete ihn auf fünfzehn Jahre



Phot. Eberth

Franz Blei



„Walpurgisnacht auf Henkellsfeld“

Zeichnung von Ch. Ch. Heine.

Dienst, auf zwanzig. Schon dieser Umstand schließt ihn von der Liebe zu der Dame, der er attachiert ist, aus. Solches ständige Da-Sein nützt schauerlich ab, wie man weiß. Geheimnis, Neugier, Ueberraschung gehören zum Zustandekommen der Liebe. Und damit wendet sich das Cicisbeat in die Paradoxie: so wenig die eheliche Treue gilt, — der Cicisbeo macht durch seine Ausdauer die Untreue ungemein schwierig. Er ist, de Borsses, Stendhal erfuhren es, dem Liebhaber, der gerne möchte, immer im Wege. Und die Frauen mußten es außerordentlich geschickt anstellen, um zu ihrem ehebrecherischen Vergnügen zu kommen. Der Cicisbeo hatte das Recht, ohne zu klopfen das Schlafgemach seiner Dame, der er diente, zu betreten. Und dem Gatten war es verboten, solches zu tun, wenn der Cicisbeo bei seiner Frau war! Es ist etwas schwierig, sich die individuelle Art eines solchen Manns-

bildes, wie es der Cicisbeo war, vorzustellen, der seiner Dame zu den intimsten Diensten zur Verfügung stand, aber nie zu denen der Liebe. Er mußte, bevor die Dame das Bett verließ, das neue Hemd am Fenster lüften, mußte ihr die Medizin reichen, ihr den Fächer tragen, das Gebetbuch, den Schoßhund, mußte sie mit Schokolade, mit Nadeln, mit Taschentüchern versorgen, mußte bei allen Anlässen ihr ständiger Begleiter sein, — für nichts. Das Rätselhafte einer solchen Mannesexistenz in der ständigen Aura einer Frau findet nur im Alter des Cicisbeo seine Deutung. Waren die Cicisbeo auch nicht alle achtzig alt, wie der Engländer Horace Mann, der in Florenz ganz in seinen Pflichten aufging, gab es auch bedeutend jüngere unter ihnen, — ein bißchen alt dürften sie auch dann gewesen sein, wenn sie dreißig zählten, ein bißchen stellenweise alt.

Liebe zwischen England und Rußland

(Fortsetzung von Seite 57)

In der Droschke, die sie zum Empfang in der Via Balbi zurückbrachte, küßte er sie.

In den folgenden Tagen sagte Harding sich immer wieder, daß er sich zum Narren machte, aber seine Erkenntnis verminderte seine Narrheit nicht. Olgas Aufrichtigkeit bezauberte und verwunderte ihn. Ihre offenherzige Leidenschaft wirkte so natürlich, daß ihr nichts Abstoßendes anhaftete.

Wenn ihr Chef ihr eine Arbeit übertrug, pflegte sie „sofort!“ zu erwidern und vergaß sie. Worowsky, der Botschafter in Rom, der sonst immer ihre Tüchtigkeit und Fähigkeiten bewunderte, mußte sich bei Tschitscherin über die Fehler beschweren, die sie beging. Sie war, wie er erklärte, eine hervorragende Arbeiterin, aber in Italien habe sie sich beunruhigend verändert. Es wäre vielleicht rätlich, sie abzubrufen.

Eines Tages empfing Harding ein Telegramm seines leitenden Redakteurs: „Arbeit unbefriedigend,“ lautete es, „unerwartet und unerwünscht kommunistisch gefärbt. Aenderung erwünscht. Henson.“

„Was für eine Frechheit“, dachte Harding. Man konnte doch schließlich von ihm nicht erwarten, daß er die Tatsachen fälsche. Derartiges mochte noch in Kriegszeiten angehen, aber nur weil sein Redakteur „in blutbesudelten Bolschewiken machte“, deshalb wollte er noch lange nicht unwahre Berichte einschicken. Seine gerechte Entrüstung dürfte vor drei Wochen nicht so stark gewesen sein, aber damals kannte er die Russin noch nicht. Er würde nur schreiben, was er für wahr hielt, und Henson möge sich mit seinen Telegrammen zum Teufel scheren.

Seine Sehnsucht nach Olga Fyodorowna wurde durch die Schwierigkeit

WANDERER



*Hervorragend zuverlässige
Gebrauchsmaschine*

*Rassiges, kräftiges Sportfahrzeug,
ausgezeichneter Bergsteiger*

Wanderer-Werke A.-G. Schönau bei Chemnitz

NIE OHNE 'ELECTROLA'

Der ideale Reisebegleiter

Das
'Electrola'
Raten-System
ERLEICHTERT DIE
ANSCHAFFUNG DER
'ELECTROLA'
MUSIKINSTRUMENTE.



ELECTROLA GES. M. B. H. BERLIN
W. 8 LEIPZIGERSTR. 23 • W. 15 KURFÜRSTENDAMM 35
FRANKFURT A/M. GOETHESTR. 3 • KÖLN A/RH. HOHESTR. 103

verstärkt, sie allein sprechen zu können. Ueber vierzehn Tage mußten die beiden sich mit verstohlenen, flüchtigen Zärtlichkeiten im überfüllten Zimmer Nr. 1 oder mit kurzen, heimlichen Begegnungen im Hotelkorridor begnügen. Endlich erhielt er von Henson ein Telegramm, demzufolge er seiner unbefriedigenden Dienste wegen nur mehr als Untergebener von Leslie, der sich bereits auf dem Weg nach Genua befand, weiter arbeiten solle. Das war der Lohn dafür, daß er über den Bolschewismus die Wahrheit schrieb! Er rannte zum Hotelportier und händigte ihm ein Telegramm ein, in dem er erklärte, er fahre heim, mit dem Redakteur zu sprechen. Dann ging er zur Casa della Stampa, dem Presseklub, wo er Iwan Deane antraf.

Erst am nächsten Morgen gelang es Harding, Olga wissen zu lassen, daß er fort müsse. Sie empfing die Neuigkeit mit gemischten Gefühlen. Als Propagandistin hatte sie ja einen Erfolg zu verzeichnen, da Harding ihretwegen seine alte Stellung aufgeben wollte. Aber die Früchte des Sieges waren bitter. Er mußte weg, und sie konnte kaum den Gedanken einer Trennung ertragen.

Am Tag seiner Abreise fuhren sie, während der Nachmittag seinem Ende zuzuging, die Straße nach Rapallo entlang.

Diese sonnige Küstenstrecke war ihr lieb geworden, sie war so eng mit Douglas Harding und dem Glück, das er ihr gebracht hatte, verknüpft. Im Wagen lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter, und er hielt sie mit beiden Armen umklammert. Morgen würde er auf seinem Weg nach Paris sein, und sie würde allein die beglückende Wärme der italienischen Küste genießen.

Nahe der Ruine eines alten Schlosses am Meer, zwischen Portofino und Santa Margherita, verließen Olga und Douglas den Wagen. Sie fanden einen ruhigen Fleck zwischen den Ruinen auf einem kleinen Vorgebirge. Hier nahmen sie das mitgebrachte Abendbrot ein, ließen sich dann ins Gras zurücksinken und lauschten dem emsigen, schrillen Lied der Zikaden. Keine herkömmlichen An-

standsgesetze behinderten Olga Fyodorowna — schüchterne, spröde Scheu war ihr fremd. Unter dem weiten italienischen Himmelsgewölbe, umspielt vom sanften Wind des Mittelmeers, gab sich diese jungfräuliche gläubige Bolschewikin freudig den Händen und Lippen des Vertreters der kapitalistischsten und reaktionärsten Zeitung Englands hin.

Nach Hardings Abreise kam sich Olga Fyodorowna wie der einsamste Mensch auf Erden vor. Wohl hatte sie, um das Wohlergehen ihrer Klasse zu heben, vieles im Leben aufgegeben, doch bestand immerhin, wie sie nun erkannte, ein ungeheurer Unterschied zwischen „Wohlergehen“ und „Liebe“. In Moskau wurde die Masse erzogen, gekleidet und gewaschen, doch lächelte sie selten. Hier umgab sie eine Atmosphäre voll lebhaftem, innigem Wohlwollen, die sie ansteckte. Seitdem sie Rußland verlassen und Douglas Harding getroffen hatte, begann sie manches zu erkennen. Sie hatte genug gelitten. Warum sollte sie nicht aus dem Leben soviel Glücksmöglichkeiten wie möglich herausholen? Ihr Körper war für Liebkosungen und Bewunderung erschaffen und nicht, damit er gleichgültig vernachlässigt und ihm keine Beachtung geschenkt werde, wie es der Fall gewesen war, als sie, ohne je zu murren, ihr Leben mehr in den Dienst der Masse als der Person gestellt hatte. Sie erinnerte sich an kleine Anekdoten aus dem Leben in England, die ihr Harding erzählt hatte, und die ihr das dortige Leben ungemein verlockend erscheinen ließen. Selbst der süße Champagner von Deferrari, den sie einst mit ihm getrunken hatte, wurde in der Rückerinnerung zu einem wundervollen Nektar.

Olga Fyodorownas Abreise nach Moskau beendete die Affäre nicht. Hardings altruistischer, selbstloser Charakter — von dem er bisher wenig gespürt hatte — fand Nahrung in Olgas Berichten über das mühselige Leben in Moskau. Er las alles, was er erwischte, über den Bolschewismus und plante eine Reise nach Rußland. Aber als er ein Visum verlangte, machten erst die

Tatsache!



DIE BATSCHARI REKORD

ist ein Rekord
in der 6 Pfennig-
Preislage!



A. Batschari
Cigarettenfabrik A.G.
Baden-Baden



Auch die

DOLLY SISTERS

das weltberühmte Tänzerpaar, sind begeistert von

LA VELOUTY DE DIXOR, PARIS

und sagen: „Eine wundervolle sammetartige Haut, einen matten Teint erhalten Gesicht und Decoletté durch Gebrauch von La Velouty de Dixor.“

Erhältlich in Tuben zu Mark —.60, Mark 1.—, Mark 1.75, Mark 2.75 in den Farben: elfenbein, naturelle, ocre und blanche in allen Parfümerie- und besseren Friseurgeschäften.

Alleinvertrieb für Deutschland

PARFUMERIE-IMPORT CAMILLE FOIRY
INH. MAX GREYER, WIESBADEN O

Auslieferungslager für

Groß-Hamburg: Gerhofstraße 2, „Adlerhof“

Groß-Berlin: W 30, Neue Winterfeldtstraße 17 I

4 Probetuben in den verschiedenen Farben erhalten Sie GRATIS gegen Einsendung untenstehenden Abschnittes nebst 50 Pfennig in Briefmarken für Porto und Auslagen.

Parfumerie-Import Camille Foiry / Wiesbaden O

Name:

Ort:

Straße:

Um recht deutliche Schrift wird gebeten.

Bolschewiken Schwierigkeiten, da er ja bis vor kurzem für ein so schwerreaktionäres Blatt gearbeitet hatte, und als sie ihm endlich Erleichterungen einräumen wollten, erkrankte seine Mutter, und er konnte sie nicht allein lassen. Die eine Nacht in Portofino bedeutete um so mehr für ihn, als es nur bei dieser einen Nacht geblieben war. So brachte sie für eine gewisse Zeit ihr Briefwechsel einander näher.

Aber mit dem Tode Lenins verschwand spurlos alles, was von Olgas Mut und Ueberzeugung noch übriggeblieben war. Die revolutionäre Begeisterung vererbte und ließ ein Gefühl der Nutzlosigkeit zurück. Hardings Briefe wurden nun seltener, denn er wurde in die Politik im Laufe der Monate so verstrickt, daß ihm wenig Muße für Briefschreiben übrig blieb. Kleine Mißverständnisse und Zänkereien begannen ihre Freundschaft zu trüben, die, wie Olga fühlte, nur wieder ins Gleichgewicht kommen konnte, wenn sie nach London fahren könnte. Auf dem Papier war das alles so schwer zu erklären. Sie mußte Douglas sehen und mit ihm sprechen. Sie mußte unbedingt nach England.

Anfangs 1925 ereignete sich eine Begebenheit, die Olga Fyodorowna ängstigte. Harding schrieb, daß ihre Briefe, ehe er sie bekam, von unbefugter Seite geöffnet zu sein schienen. Wie er erklärte, könnte das ganz gut in England, aber auch in Rußland geschehen sein. Sie stellte Nachforschungen an und erfuhr, daß alle ihre Briefe und die Briefe von Dutzenden anderer Leute erst dann ins Ausland gelassen würden, nachdem sie von der Tscheka gründlich geprüft worden waren.

Eine Person in ihrer Position konnte es sich nicht leisten, das Mißtrauen des Geheimdienstes allzu sehr auf sich zu lenken. Keiner durfte wissen, weshalb sie Rußland verlassen wollte. Douglas allein konnte ihr helfen. Ohne ihn konnte sie kein englisches Einreisevisum bekommen.

Aber wie konnte sie sich nun mit ihm in Verbindung setzen?

Eine Möglichkeit bot sich ihr endlich in der Person eines jungen englischen Journalisten namens Bentley. Er suchte sie von Zeit zu Zeit auf, um von ihr statistisches Material und andere Auskünfte zu erhalten, und sie merkte, daß er öfter kam, als unumgänglich notwendig war. Zum erstenmal in ihrem Leben spielte Olga Fyodorowna planvoll mit der Leidenschaft eines Mannes und der junge Bentley erklärte sich im Lauf der Begebenheiten einverstanden, ihre Briefe nach England mitzunehmen, wenn er auf Urlaub ginge.

Mit ihrem Handrücken wischte sie von ihren Lippen die Erinnerung an Bentleys Küsse. Ihre Lippen gehörten nur Douglas allein. Sie reckte sich glücklich. Douglas würde ihr helfen. Sie würde sich nie wieder um den Marxismus, Bolschewismus oder um den Kapitalismus kümmern. Sie würde von nun an nur noch für sich — für sich und Douglas leben.

Während Olga Fyodorowna über die Geschwindigkeit nachgrübelte, mit der Douglas Harding seinen großen Einfluß geltend machen würde, um sie nach England zu bringen, stand dieser Gentleman zwischen zwei Geheimdetektiven in seinem Bureau in Bloomsbury, während andere Polizisten sorgfältig und verständnislos all die Papiere auf seinem Schreibtisch sammelten.

In einer Lade stießen sie auf ein großes Bündel Briefe, das sorgfältig mit einem roten Band verschnürt war.

„Geben Sie sie mir, bitte,“ bat Douglas Harding. „Das sind Privatbriefe.“ Er streckte seine Hand nach dem Bündel aus.

„O nein, lassen Sie das,“ sagte ein Polizist. „Das ist Beweismaterial.“

„Zum Teufel, geben Sie sie mir!“ Harding stürzte sich auf den Mann, um ihm Olga Fyodorownas Briefe zu entreißen. Es gab eine heftige Balgerei, bis endlich einer der Polizisten mit einer Behendigkeit, die nur von langjähriger Uebung herrühren konnte, dem Wehrlosen Handschellen anlegte.

„Nun, jetzt werden Sie sich wohl ruhig

DKW



DKW war schon immer von der Damenwelt begünstigt, da es als einziges Motorrad alle Bedingungen hierzu erfüllt:

Einfachheit der Bedienung
Erschütterungsfreies Fahren
Keine Gefahr des Abgleitens

Davon, daß in dieser Richtung **DKW** allen anderen Motorrädern überlegen ist, überzeugen Sie sich am schnellsten durch eine Probefahrt.

DKW ist jetzt noch mehr denn je von der Damenwelt bevorzugt, weil unser 4-PS-Modell seit 1. 4. 28 nicht nur

steuerfrei

sondern auch

führerscheinfrei

ist. Mutige Männer scheuen schon die lästige Führerprüfung, um so mehr wird es unsere Damenwelt begrüßen, daß sie jetzt ein vollwertiges Motorrad führerscheinfrei erhalten kann, noch dazu zu konkurrenzlos günstigen Ratenbedingungen mit Anzahlung von 175 bis 200 M. und Wochenraten von 10 M. Kassapreis ab Werk 725 M.

Verlangen Sie Angebot von

Zschopauer Motorenwerken

I. S. Rasmussen A. G. / Zschopau 99 i. Sa.

Erfrischen Sich!

Günzarte Naturen:

2 Teelöffel Ambra-Lavendel-Wasser in Ihr Waschwasser versetzen Sie sofort in gute, angelegte Stimmung.

Herben Naturen

empfehlen wir Lignoſe-Kölausch-Wasser. Eine Abreibung Ihres Körpers erfrischt Ihre Nerven und gibt Ihnen doppelte Arbeitslust!

LIGNOSE

Ambra-Lavendel-Wasser

Flasche - 2,35 M. F.

LIGNOSE

Kölausch-Wasser

Flasche - 2,30 M. F.

Die Erfrischungs-Essenzen
mit dem persönlichen Duft!

verhalten?" fragte er. Dann untersuchte er das Briefbündel. „Hm, sehr verdächtig. Sind in irgendeiner fremden Sprache geschrieben. Muß wohl Russisch sein.“

Ein Inspektor nahm das Paket und untersuchte es seinerseits. „Das ist Französisch,“ erklärte er mit ungeheuer überlegener Miene. „„Moscou“ ist der französische Ausdruck für Moskau.“ Seine Untergebenen starrten ihn mit respektvoller Bewunderung an.

Er wandte sich an den Gefangenen: „Nun,“ fragte er, „wollen Sie ruhig mit uns kommen?“

Douglas Harding gab keine Antwort. Er dachte an Olga Fyodorowna, deren Beispiel aus ihm einen begeisterten Kommunisten gemacht hatte. Es schien ihm für einen flüchtigen Augenblick, als ob er ihre Lippen an den seinen spüren könne, und er machte eine Bewegung mit seinen gefesselten Händen, wie um ihren schlanken Körper und ihre festen Glieder zu streicheln. Wenn sie ihn bloß jetzt sehen könnte, wie stolz würde sie auf ihn sein! Er sah sich zum letztenmal in seinem Bureau um, dann trat er mit hoch erhobenem Haupt in Gesellschaft der Polizisten auf die Straße.

(Deutsch von Thomas Schramek.)

Golf mit Wörtern

Auflösungen aus der vorigen Nummer:

Wie verwandelt man „Fell“ in „Pelz“? Wie rasch dringt ein „Lied“ bis zum „Mond“? Wie kommt man vom „Fels“ zum „Meer“? Wie verschafft das „Herz“ sich „Lust“? Wie schnell geht es vom „Tron“ ins „Grab“? Wie spinne ich aus „Wolle“ „Seide“?

| | | | | | |
|------|------|------|------|------|-------|
| Fell | Lied | Fels | Herz | Tron | Wolle |
| Fall | lind | Feld | Harz | Tran | Welle |
| Falz | Rind | Held | hart | Trab | Weile |
| Filz | rund | Herd | Hast | Grab | Weide |
| Pilz | Mund | Herr | Mast | | Seide |
| Pelz | Mond | Heer | Last | | |
| | | Meer | Lust | | |

Neue Aufgaben:

Wie kommt man mit der „Post“ zum „Mars“? Wie wird aus einem „Lord“ ein „Doge“? Wie mache ich aus einer „Rebe“ „Most“? Wie kommt man mit der „Tram“ zum „Ural“? Wie macht man seinen „Hund“ zu „Geld“? Wie kommt der arme „Hiob“ an den „Steg“?

Die Grüne Post

Am ersten Geburtstag
weit über
 $\frac{1}{2}$ Million Auflage

Die Zeitung, die alle Herzen erobert,
kostet nur 20 Pfg., monatlich 80 Pfg. Überall
zu haben. Die Grüne Post, Berlin SW68





**IHR ERSTES REISEZIEL AM RHEIN:
DAS SCHÖNE DÜSSELDORF UND
SEINE AUSSTELLUNG
DEUTSCHE KUNST
DÜSSELDORF 1928**

ZU PFINGSTEN!

**Auf an die
Deutsche Ostsee!**

Der Führer durch sämtliche Ostsee-Bäder vom Memelland bis Schleswig ist erschienen. Preis 1.— Mark (Porto 20 Pf., auswärts 30 Pf., Nachnahme 1.60 Mark). Ostsee-Bäder, Berlin NW 7, Unter den Linden 53. Fernsprecher: Zentrum 4335.

SEEBAD BANSIN

Das deutsche Ostseebad
Ein Kinderparadies

**Ostsee-
bad Warnemünde**

D-Zug: Berlin 4 St., Hamburg 3 1/2 St., Kopenhagen 6 St.
Offene See / Herrlicher Sandstrand / Waldreiche Umgebung
Auskunft durch die Badeverwaltung.

Sanatorium St. Blasien Herrl. gelegene Heilanstalt für

Im südl. Schwarzwald, 800m ü.d.M. **Lungenkranke**
Ärztl. Leiter: Prof. Dr. Bacmeister
Neuer illustr. Prospekt kostenlos. Inmitten ausgedehnter Tannenwaldungen.

S Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz **M**
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Erfolge durch Blutreinigung. Brosch. fr.

Stony' mit wif wov!

25 neue Fragen

1. Welches war die erste deutsche Universität?
2. Welches ist der deutsche Name für Chamäleon?
3. Woher kommt der Ausdruck „Krethi und Plethi“?
4. Was bedeutete ursprünglich „Eldorado“?
5. Woher hat das Nikotin seinen Namen?
6. Warum bezeichnet „tip-top“ einen Höhepunkt an Eleganz oder Schick?
7. Welches ist die größte Stadt Südamerikas?
8. Welcher große Komponist hatte zwanzig Kinder?
9. Wie hieß Mark Twain eigentlich?
10. Wo hat die Mayonnaise ihren Namen her?
11. Was ist die Levante?
12. Welchem Zweck diente die erste Schreibmaschine?
13. Von wem stammt das Wort „Zeit ist Geld“?
14. Welche berühmten Maler sind an der Pest gestorben?
15. Woher kommen die Löcher im Schweizerkäse?
16. Wer hat das Mikroskop erfunden?
17. Was ist der „Fischerring“?
18. Wer hat die Lorelei erdacht?
19. Seit wann gibt es Ferien in Deutschland?
20. Wo sind die „Kaffern“ zu Hause?
21. Wie heißt der Dichter Lord Byron mit Vornamen?
22. Welches Tier trägt sein Junges 20 bis 24 Monate?
23. In welchem Lande wächst der „Kohl“, den man redet?
24. Seit wann kennen wir die Venus von Milo?
25. Was ist Eugenik?

*

25 Antworten aus voriger Nummer

1. (Ferndrucker) Ein Telegraphen-Apparat, der statt Morse-Zeichen direkt Buchstaben sendet.
2. (Körper, der sich bei niedriger Temperatur ausdehnt) Das Wasser, und zwar unter 4° Celsius.
3. (Lenaus Name) Niembseh, Edler von Strehlenau.
4. (Stanniol) Ausgewalztes Zinn.
5. (Alpaka) Eine Legierung aus Kupfer, Zink und Nickel. (Auch ein Kleiderstoff trägt diesen Namen.)
6. (Homöopathie — Allopathie) Die Homöopathie verwendet — in kleinsten Dosen — zur Heilung von Kranken Arzneien, die bei Gesunden gerade

Eine
ausgelassene
Stimmung



Was gibt es Schöneres, als eine strahlend-heitere Frau, die am Schlusse des Mahles ihr Glas erhebt! Aber um vollkommen schön zu sein, muß sie eine blendend zarte und glatte Haut haben, ohne Härchen oder Haarflaum auf Armen, Nacken, Gesicht, selbst ohne Härchen auf den Beinen, die durch die feinen Strümpfe hindurchschimmern.

Jede elegante Dame weiß das, und sie weiß auch, daß es zum Vernichten aller überflüssigen Haare und des Haarflaums nur das Wunder wirkende „**TAKY**“ gibt. Diese parfümierte Creme kommt gebrauchsfertig aus der Tube, vernichtet innerhalb 5 Minuten alle überflüssigen Haare an jeder beliebigen Stelle und läßt die Haut zart, ohne einen dunklen Schimmer zu verursachen. Das Haar wird bis zur Wurzel vernichtet und das Nachwachsen sehr verlangsamt. **TAKY** bedeutet

einen ganz hervorragenden Fortschritt gegenüber dem Rasiermesser, welches die Haut leicht verletzt, Pickel verursacht und einen dunklen Schimmer hinterläßt, ebenso gegenüber den alten Depilatorien, die kompliziert in der Anwendung sind und schlecht riechen.

TAKY ist erhältlich in allen einschlägigen Geschäften. Preis M 2.50 pro Tube. Jeder Tube ist ein Garantieschein beigegefügt. Generalvertretung für Deutschland: A. Bornstein & Co., Berlin W 62, Kalckreuthstraße 4. Telefon: Amt Nollendorf Nr. 6666-67. Generalvertretung für die Tschechoslowakei: Karel Tausik, Prag I, Templova Ul. 5.

Photo Setzer Wien

ELEGANT-BEQUEM
WIRTSCHAFTLICH

ETERNA
der halbsteife KRAGEN

ÜBERALL ERHÄLTlich - VERLANGEN SIE PROSPEKT!

FABRIKANTEN: BRÜDER HÖNIGSBERG, WIEN-BERLIN N 54

SCHEVENINGEN (HOLLAND)

Keine Kurtaxe **WELTBAD DER NORDSEE**

HOTELS: PALACE — ORANGE — KURHAUS
GRAND — RAUCH — SAVOY

KURHAUS MONTE BRE, LUGANO. (Südschweiz)
Moderne phys.-diät. Kuranstalt und Erholungsheim, Nähe
Strandbad, unter ärztl. Leit. Deutsches Haus. Pension von
M 8.— an. Illustr. Prosp. frei durch den Bes. M. Pfenning.

SIND SIE **SPORTSMANN?**
SIND SIE **NATURFREUND?**
SIND SIE **ERHOLUNGS-
BEDÜRFTIG?**

DANN FAHREN SIE NACH ABBAZIA

DEM WELTKURORT AN DER ADRIA

Sportfeste, Blumenkorso und andere Ver-
anstaltungen. Frühjahrssaison: Februar
bis April. Badesaison: Mai bis Oktober.

60 Hotels und Pensionen. Pensionspreise: Luxus-
Kl. ab L. 40.—, I. Kl. ab 35.—, II. Kl. 30.—, III. Kl. 25.—.
Verlangen Sie Prospekte durch die Kurkommission.

LIDO

der sonnige Lido!

Auf nach dem Lido, wo Sonne und Gesundheit, wo
Sport, Freiheit und Feste zu Wasser und zu Lande
Euer warten. Der Lido ist ein modernes Weltbad der
Eleganz und Zwanglosigkeit. Leuchtend krönt das nahe
Venedig diese Harmonie von Schönheit und Natur.

Saison April bis Oktober

Pensionspreise je nach Saisonzeit u. Lage der Zimmer:

Excelsior Palace Hotel . . von Lire 100 aufw.
Grand Hotel des Bains . . von Lire 75 aufw.
Hotel Villa Regina von Lire 55 aufw.
Grand Hotel Lido von Lire 55 aufw.

Eisenbahn-
Ermäßigungen

*

Auskunft
und Prospekte
durch

COMPAGNIA
ITALIANA DEI
GRANDI ALBERGHI, VENEZIG



SCHWEIZERISCHE BADEORTE

Die Schweizerische Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne erteilt
unentgeltlich Auskünfte über die Badeorte. Broschüren gratis.

TARASP- SCHULS- VULPERA

Einziges Glaubersalzbad der Alpen.
1250 m ü. M. — Unterengadin.
Anfangs Mai bis Ende September.

Weltbekannte Mineralquellen in Verbin-
dung mit Engadiner Höhenluft und Sonne.
Diese in Europa einzige Kombination er-
klärt die glänzenden Heilerfolge bei Ver-
dauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- u. Tropen-
krankheiten, usw. — Alle Sommerspote.
Bettenzahl 2200. Prospekt N. 16 gratis.

SOLBAD B E X

bei Montreux

Prachtvolle Lage. Sedatives, zugleich
tonisches Klima. Berühmtes Ausflugs-
zentrum. — Spote: Golf, Tennis usw.

SOLBAD RHEINFELDEN

Illustr. Führer durch das Verkehrsbureau.

BAD PASSUGG

bei Chur, 830 m ü. M.

Weltberühmte Heilquellen. Trinkkuren,
Bade- und Diätikuren. Vorzügliche Erfolge.
Saison: Mai bis Oktober. — Kurverein.

BAD VAL SINISTRA

Engadin. 1480 m ü. M. Stärkste an Kohlen-
reiche Arsen-Eisen-Quellen in alpiner Lage.
Anerkannt erfolgr. Wirkung b. Blut-, Nerven-,
Stoffwechsel- u. Hautkrankh. Rheumatismus,
Gicht, Diabetes. Trink-, Bade- u. Schlamm-
kuren. Kurhaus Eröff. 1. Juni. Prospekte d. d.
Direktion Kurhaus Val Sinestra, Engadin.

THERMALKURBAD BADEN

b. Zürich, Schweiz. Radioaktive Schwefel-
thermen von 48°. Unvergleichl. Heilerfolge
b. Rheumatismus, Gicht, Ischias, Frauenleiden,
Diagnostisch-Therapeutisches Institut, Inhalato-
rium. — Kursaal, Konzerte, Bälle, Theater,
Tennis. Prospekte durch die Kurverwaltung.

Schwefelbad SCHINZNACH

i. Aargau a. d. Linie Olten—Brugg—Zürich,
nimmt nach Prof. Dr. Treadwell (Zürch. Hoch-
schule) u. a. physikal. Chemikern „unter den
Schwefelbädern des Kontinents die erste Stelle
ein“. „Kurhaus“ und „Pension Habsburg“.
Kinderstation, Privatbäder, Zimmer mit
fließendem Wasser. — Tennis, Fischerei.

ALVANEU-BAD. Graubünden, 950 m
ü. M. Schwefelquellen in waldr. Luftkurort.
Badekuren, Trinkkuren und Inhalations-
kuren. Sonnenbäder, Quarzlampe. Arzt.

TENIGERBAD. Graubünden, 1300 m
ü. M. Bittersalzhaltige Gipsquellen, wald-
reich, geschützt, staub- u. autofrei. Luft- u.
Badekurort. — Illustrierte Prospekte.

ACQUAROSSA

Hotel „Terme“

Frappante Erfolge bei: Gicht und
Rheumatismus, Ischias und Exsudaten des
Bauch- und Brustfelles, Frauenkrankheiten.

RADIO-THERMALBAD RAGAZ-PFAEFERS

Indikationen: Stoffwechsel-, Gelenk- u.
Muskelleiden, Nieren- u. Frauenleiden. Einzel-
Thermalbäder und einzigartig. Schwimmbad.
Medizin. Institute. — Sport: Golf, Tennis.
Grand Hotel Quellenhof — Grand Hotel
Hof Ragaz — Hotel Bad Pfäfers. Kursaal.

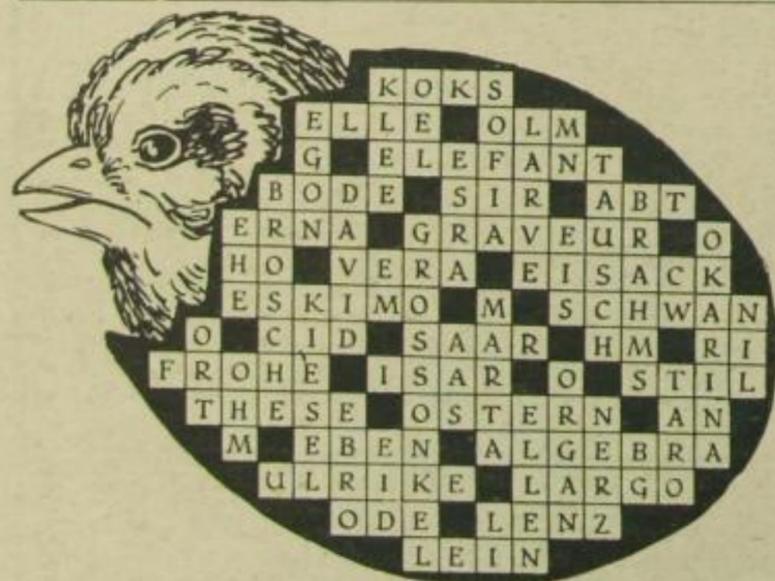
KURHAUS SCHLOSS BRESTENBERG

am Hallwilersee.

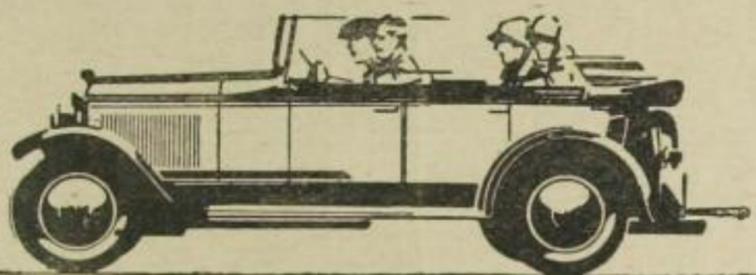
Der ideale Ort für Ruhkuren und Er-
holungskuren. Beste hydro- und elektro-
therapeutische Einrichtungen. Aller Komfort
und Behaglichkeit. Bitte Prosp. verlangen.

jene Krankheitserscheinungen hervorrufen würden, die behoben werden sollen. Die Allopathie hingegen bekämpft die Krankheit mit gegenwirkenden Mitteln.

7. (Kuckuck!) Nach altdeutschem Volksglauben besitzen gewisse Vögel wie der Hahn, der Rabe, der Kuckuck, prophetische Gabe, daher stammt der Ausdruck.
8. (Gletschermilch) Gletschermilch nennt man das unter dem Eise fließende Gletscherwasser, das durch die feinen Zerreibungsprodukte von Geröll, Moränen usw. getrübt wird.
9. (A-B-C-Staaten) Argentinien, Brasilien, Chile — die drei mächtigsten Staaten Südamerikas.
10. Bimsstein ist ein Produkt vulkanischer Ausflüsse, ein Bestandteil der Lavaströme.
11. (Genever) Die holländische Bezeichnung für Wacholderschnaps)
12. (1928) MCMXXVIII.
13. (Hausfliegens täglicher Weg) 5—6 Meilen.
14. (Kleinster Planet) Merkur.
15. (Pralinen) Im 17. Jahrhundert lebte der Marschall Praslin, dessen Koch die ersten Süßigkeiten dieser Art zu bereiten verstand. Der Ruhm ging aber nicht auf den unbekannt gebliebenen Koch, sondern auf dessen Herrn, den Marschall Praslin, über, der der Leckerei den Namen gab.
16. (Kleinster Staat) Die Republik San Marino in Italien.
17. (Tenor) Die hohe Männerstimme; aber auch Inhalt eines Aktenstückes, eine Gesetzes, eines Gerichtsurteils.
18. (Rokoko) Das Wort kommt von dem französischen rocaille (Muschel) und zielt auf die verschnörkelten unregelmäßigen Formen dieses Stils.
19. (Matjesheringe) Maatje ist niederländisch und heißt Mädchen. Es sind also solche Heringe damit gemeint, die noch jung und zart sind.
20. (Brille) Von dem ältesten Herstellungsmaterial, das für Brillen benutzt wurde, von Beryll.
21. (Französische Herrscher, die nie regierten) Ludwig XVII., den die Emigranten schon zum König proklamiert hatten, als er als zehnjähriges Kind starb, und Napoleon II., der Herzog von Reichstadt, zu dessen Gunsten Napoleon I. im Jahre 1815 auf den Thron verzichtet hatte, so daß er nominell ein paar Tage das Oberhaupt Frankreichs war.
22. (Weltliteratur) Goethe.
23. (Polier) Polier heißt der Obergeselle der Maurer, weil er bei Verhandlungen ihr Sprecher ist, für sie zu „parlieren“ hat; daher die verstümmelte Bezeichnung „Polier“.
24. (Buxtehude) In der Nähe von Hannover.
25. (Gremium) Eine Körperschaft. Das Wort heißt ursprünglich „Schoß“.



Auflösung unseres Kreuzworträtsels aus Nr. 7



NSU erklärt seine Erfolge mit dem Sechszylinder...

(Sie bekommen jetzt schon den Sechszylinder-NSU ab 5550 RM)

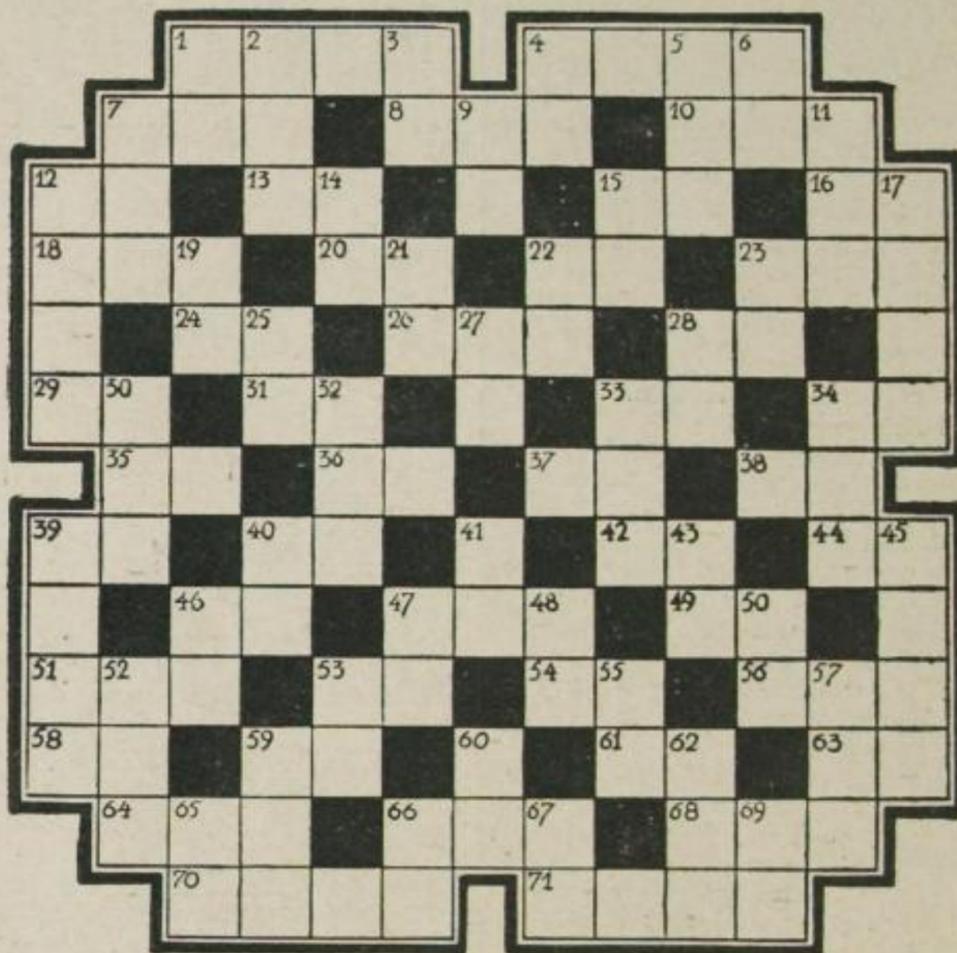
„Die gesteigerte Nachfrage nach unserem neuen 6/30-PS-NSU-Sechszylinder ist nicht nur auf den überaus niedrigen Preis zurückzuführen, sondern vor allem auf die hohe Qualität des Fabrikates. Es wäre nichts Besonderes, für wenig Geld einen sogenannten billigen Wagen zu liefern, aber es ist eine Leistung, ein Fahrzeug, das die verwöhntesten Ansprüche übertrifft, für 5550 RM abgeben zu können. Mehr als 53jährige Erfahrung im Qualitätsbau, moderne Fließarbeit unter Mitwirken führender Ingenieure machten diese Leistung möglich. Das Jahr 1927 begann mit einer Arbeiterzahl von 2600 und schloß mit mehr als 5000.“ Ein Aufstieg...

Berliner Verkaufsstellen:

**Automagazin G. m. b. H.,
Unter den Linden 69-70**

NSU-Filiale, Kurfürstendamm 45

Unser neues Kreuzwort-Silbenrätsel



Bedeutung der Wörter:

Wagerechte Reihen:

- | | | | |
|-------------------------------|----------------------------|-------------------------------------|--|
| 1. Weiblicher Vorname | 23. Land in Nordamerika | 40. Himmlische Speise | 59. Nordischer Gott |
| 4. Bannfluch | 24. Stadt in China | 42. Bruchstück | 61. Portugiesische Besitzung in Vorderindien |
| 7. Eingeborene von Neuseeland | 26. Muse | 44. Abgekürzt. weiblicher Vorname | 63. Stichwaffe |
| 8. Stadt in Indien | 28. Verwandte | 46. Fanggerät | 64. Stadt in Persien |
| 10. Militärischer Ausdruck | 29. Krankheit | 47. Handelsrechtl. Begriff | 66. Schloß in Frankreich |
| 12. Hoftracht | 31. Naturerscheinung | 49. Eisenbahnwagen | 68. Indischer Küstenstrich |
| 13. Verwandter | 33. Fluß in Afrika | 51. Schauspieler | 70. Vorhölle |
| 15. Figur aus „Peer Gynt“ | 34. Sprengkörper | 53. Faserstoff | 71. Verneinung |
| 16. Epische Dichtung | 35. Seebad in Italien | 54. Gestalt d. Schöpfungsgeschichte | |
| 18. Heeresabteilung | 36. Theaterplatz | 56. Fruchtbarer Landstrich | |
| 20. Inneres Organ | 37. Orientalischer Richter | 58. Speisekarte | |
| 22. Tierische Haut | 38. Schlange | | |
| | 39. Autounfall | | |

Senkrechte Reihen:

- | | | | |
|--------------------------|--|---|-----------------------------------|
| 1. Papstname | 21. Weiblicher Vorname (alte Schreibart) | 41. Unterhaltungsstätte | 57. Tiername |
| 2. Sternbild | 22. Bibl. Frauengestalt | 43. Einzelvortrag | 59. Südfrucht |
| 3. Rankengewächs | 23. Haus eines Tagelöhners | 45. Gottesdienstl. Handlung | 60. Griechische Philosophenschule |
| 4. Kriegsgott | 25. Gefäß | 46. Schiffsgesetz | 62. Berühmt. Geigenbauer |
| 5. Weiblicher Vorname | 27. Farbe | 47. Zeitgem. Kleidungsart | 65. Gärungserreger |
| 6. Zeichnung im Holz | 28. Moderner Tanz | 48. Tanz | 66. Stadt in der Rheinprovinz |
| 7. Südwein | 30. Leckerei | 50. Abkürzung für eine Stadt in Brasilien | 67. Klosterinsassin |
| 9. Reicher Mann | 32. Römische Kriegsgöttin | 52. Zeitbegriff | 69. Schlachtort in Frankreich |
| 11. Stadt in Norditalien | 33. Zuckerbäcker | 53. Schwedischer Forschungsreisender | |
| 12. Weiblicher Vorname | 34. Ort auf Florida | 55. Freytagsche Roman-gestalt | |
| 14. Schöpfergerät | 39. Gebärdenspiel | | |
| 15. Blutgefäß | 40. Wäscherolle | | |
| 17. Apfelsinenart | | | |
| 19. Universitätsbeamter | | | |

Der „Uhu“, das neue Monats-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Verantwortliche Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg. — Für die Anzeigen: Willi Fuchs, Berlin-Neukölln. — Verantwortlich in Oesterreich für die Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstr. 22-26.

Schönheit



MERCEDES-BENZ

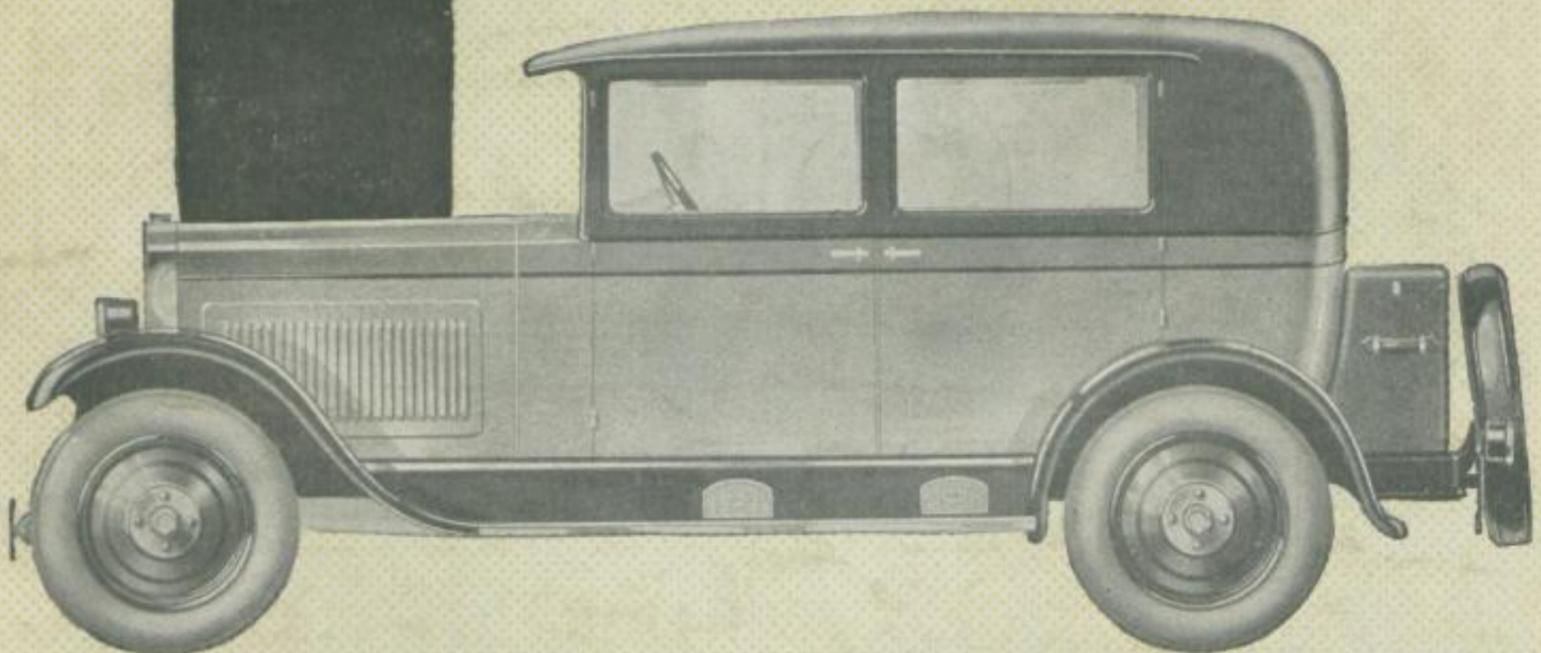
817

OPEL

DER
GROSSE
WURF

7
PS

SECHSZYLINDER



VIERSITZER RM 4600.- LIMOUSINE 4türig RM 4900.- LUXUS-LIMOUSINE RM 5400.-